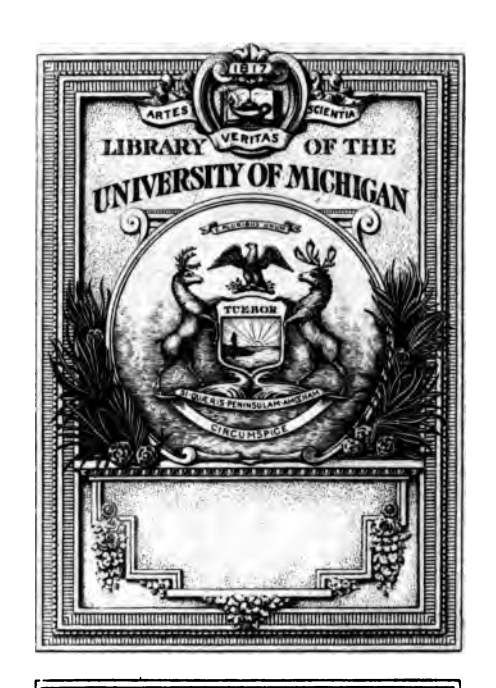
Die Kunst zu heiraten.

von

Paolo Mantegazza.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Die Kunst zu heiraten.



Die
Kunst zu heiraten.

Von

Paolo Mantegazza.

Sechste Auflage.



Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1892.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.



Widmung.

Den Ungeduldigen, die zu früh heiraten wollen,

Den Ungebundenen, die zu spät heiraten,

Den Furchtsamen, die zwischen dem Ja und dem Nein so lange schwanken, bis es zu spät geworden ist,

widmet dieses Buch ein Mann, der immer seine erste Ehe gesegnet hat, der auch die zweite zu segnen hofft und glaubt, daß diese Art der geschlechtlichen Vereinigung trotz ihrer vielen Mängel und Gefahren noch immer die „weniger schlimme“ Form aller den Mann an die Frau fesselnden Bande ist.



Einleitung.

Zwischen Scylla und Charybdis. — Heirate ich oder heirate ich nicht?

Für den größten Teil der Männer und durch wenigstens dreißig Jahre ihres Lebens ist das Verlangen nach Liebe das stärkste aller Gefühle. Es beherrscht sie tyrannisch, es kennt keine anderen Zügel als die armseligen Bremsen der geschriebenen Gesetzbücher, die niemand liest, und die gesellschaftlichen Gepflogenheiten, welche man sehr leicht zum Schweigen bringen kann. Es geht schließlich Arm in Arm mit der Heuchelei, selbstverständlich mit einer gut gekleideten, gut gekämmten, höchst manierlich erzogenen Heuchelei.

Wie stillt man dieses Verlangen der menschlichen Triebe?

„Man kauft die Liebe, je nach Bedürfnis so und so oft im Monat oder Jahre.“

„Man raubt sie.“

„Man heiratet.“

Diese drei Arten von Liebe scheinen himmelweit von einander verschieden, ja, die eine scheint die andere auszuschließen; sie liegen scheinbar mit einander im Kriege. Aber wenn die Heuchelei am Steuer des Fahrzeuges steht, welches uns durch das hohe Meer des Lebens führen soll, so weiß sie dasselbe mit so großer Geschicklichkeit und List zu handhaben, daß wir uns gleichzeitig aller drei Arten von Liebe zu erfreuen vermögen. Wir segeln ohne Besorgnis vor einer Brandung um alle Klippen und empfinden den Genuß einer Reise durch einen wunderschönen Archipel, wo Insel mit Inselchen sich kreuzt und scheinbar berührt. Und Erde, Berge und Aussichten verschwimmen zu einem einzigen, heiteren, malerischen, geradezu entzückenden Bilde.

Man gleitet durch die stillen Gewässer der Ehe, und doch streift man so nahe dem Lande der Venus vorüber, daß man ihm Blumen entreißen und auf ihm Muscheln und kostbare Perlen sammeln möchte. Unser Schiff schwankt auf dem stürmischen Meere freibeuterischer Liebe umher, aber wir segeln gleichzeitig an der Küste des Eilandes der poetischen, der vertrauenden und beständigen Liebe entlang. Und so sehen sich Laster, Ehebruch und häuslicher Friede,

Zügellosigkeit und ewige Schwüre, Engel und Staubgeschöpfe zu einem und demselben Feste gemeinsam geladen; sie sitzen ehrbar und vertraulich am gleichen Tische, ohne falsche Scham und ohne Gewissensbisse.

Die Zivilisation hat dem Manne unsrer Zeiten drei Wege zur Liebe geöffnet. Er hätte also, dem Anscheine nach, einen derselben wählen und sich damit zufrieden geben können. Aber nein, der zivilisirte Mensch ist seiner Natur nach nicht zufrieden zu stellen, weil in seinen Eingeweiden ewig der Hammer des „Excelsior" klopft und ihn der Hunger nach dem „Mehr" verzehrt. Es hat ihn daher belustigt, die diese drei Wege sperrenden Dämme und Mauern niederzureißen, so daß er bequem und gefahrlos durch allerlei Seitengäßchen von einem zum andern schlüpfen kann. Ehe, Prostitution und Ehebruch wandeln heutzutage gemeinsam ihre Straße, und wenn sie sich auch vor der Oeffentlichkeit gegenseitig mit finsteren Mienen betrachten, so will das doch weiter nicht viel besagen. Im Schutze der Häuser blinzeln sie einander an, sie essen und schlafen gemeinsam.

„Wenn dem wirklich so ist, so soll es eben so sein," würde ein Türke sagen. „Wenn man alles

das thun darf," spräche wohl ein epikuräischer Optimist, „so wollen auch wir in dieses bald freundlich, bald stürmisch sich gebende Meer hinausschiffen und die heilige Heuchelei das Steuer führen lassen."

Ich aber bin weder Türke noch Cyniker. Ich glaube noch an einen Fortschritt der Moral und an die Wirksamkeit der Bücher und des gesprochenen Wortes. Und sollte ich auch mit meinem Glauben, daß das wahre Glück nur im Guten, die wahre Freude nur in der Aufrichtigkeit und darin zu finden ist, daß man sich nach Außen ebenso gibt, wie man innerlich denkt, allein bleiben, so werde ich dennoch mit dieser Ueberzeugung allen und allem zum Trotz sterben.

Bei Tisch liebe ich die Frittata (den Eierkuchen), aber auf dem Gebiete der Moral nein und abermals nein. Ich will das Freudenhaus auf der einen, die Familie auf der andern Seite sehen, und wenn zwei gemeinsam lebende Kreaturen zum Henker auf Gegenseitigkeit werden, so soll das Gesetz das Glied der Ehescheidung seiner Kette anfügen und ihnen die Freiheit wiedergeben. Die drei Arten von Liebe müssen von einander geschieden sein und dürfen niemals in einander fließen. Ich, weit davon entfernt, die sie trennenden Mauern niederzureißen, wünsche, diese

Mauern mögen sich höher und höher aufbauen und zu uneinnehmbaren Festungen werden.

*

Die Ehrenhaften und Glückseligen dürfen nur einen einzigen dieser drei Wege wandeln. Den Pfad der Freibeuterei können nur Diebe, Räuber und Mörder betreten. Den dritten, den der käuflichen Liebe, müssen heutzutage leider alle viel zu häufig einschlagen, so lange sie ein noch fernes Ideal herbeisehnen und herbeirufen; doch ist ihnen dieses erschienen, muß ihnen auch diese Straße gesperrt sein. Ihnen darf nur der Pfad der Ehe offen bleiben, deren Würde allerdings stets durch das Ehescheidungsgesetz gewährleistet sein muß.

Ist nun die Ehe immer möglich und immer leicht?

Nein: häufig ist sie unmöglich, schwierig stets.

Vor ihr macht der ehrenhafte Mann furchtsam und nachdenklich Halt wie vor dem schwersten, verwickeltsten, dunkelsten aller Rätsel des Lebens.

Das Schlimmste ist, daß die Furchtsamen und Ueberlegenden die Besseren sind. Häufig ist ihre Furcht eine so große, und ihr Bedenken dauert öfters so lange, daß sie zu Greisen werden, ohne das Rätsel gelöst und ein Familiennest gebaut zu haben.

Die Unvorsichtigen, Leichtsinnigen und Gauner werfen sich dagegen Hals über Kopf auf den Weg der Ehe, und wenn auch sie minutenlang der Geist des Zweifels plagt, so heißen sie doch plötzlich Zweifel und Gewissensbisse schweigen und rufen sich selbst zu:

„Geht die Sache auch schief, finden wir auf diesem Wege auch Nesseln und Dornen, so thut uns das weiter nichts: ein kräftiger Schlag mit der Hacke öffnet uns einen Querpfad. Wir kaufen uns die Liebe wie so viele andere, oder wir gehen wie viele andere in die Häuser des Freundes und Nachbarn auf die Suche. Die Moral ist in dieser Beziehung so weitschweifig, die Nachsicht des Publikums so erbarmungsvoll, daß ich die Hausverletzung ohne Furcht vor dem Gesetzbuch wagen darf. Auch Mohammed, der doch alle Uebertretungen des Gesetzes streng geahndet wissen will, setzt, so oft er von den Liebessünden, selbst von den schwersten, spricht, hinzu: ‚Aber Gott ist gnädig und barmherzig.‘“

Und alle, alle denken in dieser Beziehung wie Mohammed, obschon keiner von ihnen den Koran geschrieben hat. Gegenüber Liebessünden ist Gott „gnädig und barmherzig“.

Ich aber als warmer Anwalt der Ehe für mich



und die anderen wünsche mit der ganzen Kraft meiner Seele, daß die Ehrenhaften und Weisen heiraten, damit unter den künftigen Geschlechtern das Kapital der Ehrbarkeit und Weisheit sich vermehre. Deshalb predige ich und werde ich bis zum letzten Atemzug predigen:

„Heiratet! Die Ehe ist noch immer und bleibt die rechtschaffenste, gesundeste und idealste Form der Liebe.“

Und ich setze sofort hinzu:

„Aber verheiratet euch gut! Richtet die ganze Kraft eurer Gedanken und eures Gefühls auf die Lösung dieses wichtigsten Lebensrätsels! Verbindet euch mit allem Guten in euch und mit den besten unter euren Beratern, welche alsdann eure Freunde sind!

„Befolget ferner den Rat, der uns von jenem Gotte der vernünftigen Denkungsart gegeben wurde, welcher sich Benjamin Franklin nannte. Nehmet ein Blatt Papier und faltet es so, daß ihr zwei getrennte Kolonnen habt. Schreibt auf die eine Seite alle Vorteile der von euch geträumten Ehe, auf die andere alle euch möglichenfalls in ihr drohenden Uebel und Gefahren. Nach Vollendung dieser Analyse meßt den Wert der sich gegenüberstehenden Elemente ab, streichet die sich gegenseitig aufzuheben scheinenden nach

der algebraischen Formel + 3 e — 3 gleich 0, und sehet, was euch auf eurem Blatt übrig bleibt, ob das Gute überwiegt oder das Schlechte siegt.

„Auch kenne ich sehr wohl die Irrtümer, in die ihr verfallen könnt. Ich weiß, daß ihr in der Verliebtheit auf die Seite des Guten mit rosenroter Farbe schreibt und für die des Bösen immer die allerschwärzeste Tinte zu finden wissen werdet. Jedenfalls aber wird diese analytische Arbeit, diese Sachwaltung der bis in das kleinste gehenden Zersetzung euch unmerklich zur Betrachtung vieler Elemente zwingen, die euch sonst entgangen wären, gerade so, als wenn ihr, anstatt auf eure Augen euch zu verlassen, ein Mikroskop mit scharfer Linse zur Hand nehmen würdet.

„Die Ehe aber werde zuerst mit den Augen, dann mit dem Mikroskop und schließlich auch mit dem Teleskop geprüft. Die Augen lassen uns den dicksten Teil des Rätsels erblicken; das Mikroskop führt uns in die Vergliederung unserer Liebe ein und zerlegt uns diese in ihre Zellengewebe und Fäserchen; das Teleskop schließlich läßt uns prophetisch ahnen, was alles mit der Zeit aus unserer Leidenschaft und unserer Sehnsucht entstehen wird.

„Wenn ihr dann nach Benützung der Augen, des

Mikroskops und Teleskops auch mein Buch lesen wollt, so werdet ihr darin die offene und leidenschaftslose Stimme eines Mannes finden, der sich selbst zum Arzt gemacht hat, um den Menschen besser studiren zu können; der mit dem Studium seiner selbst, als des ihm zunächst stehenden Menschen, begonnen hat, und der diesem täglichen, ununterbrochenen Studium sechsundvierzig noch unveröffentlichte Bände gewidmet hat.

„Höret die Stimme eines Mannes, der euch und vor allem die Frau studirt hat, der sie als den besseren Teil der Menschheit erkannt, sie stets mehr als alle anderen Geschöpfe der Erde geliebt hat und an sie noch als an die ursprünglichste und reichhaltigste Quelle unserer Glückseligkeit glaubt.'

„Ich weiß wohl, daß ihr auch nach Anwendung der Franklinschen Methode zur Lösung des Rätsels der Ehe, auch nach Hinzuziehung der Augen, des Mikroskops und Teleskops, selbst nach der Lektüre meines Buches noch irren könnt. Aber ihr empfindet wenigstens das klare Bewußtsein eurer Reue, denn ihr wißt, daß ihr euer Möglichstes und Unmöglichstes zur Erreichung der eigenen Glückseligkeit gethan habt.

„Es scheitern ja auch die von einem tüchtigen und erfahrenen Kapitän geleiteten Schiffe, selbst wenn sie

gut gebaut und mit einem guten Kompaß versehen sind. Aber auf eines von ihnen kommen hundert andere ohne Kompaß oder von einem unwissenden und trunkenen Kapitän geleitete.

„Und alle diejenigen, welche heiraten, ohne sich gründlich und dauernd in das verworrene Problem vertieft zu haben, gleichen unwissenden und trunkenen Kapitänen, welche sich ohne Kompaß auf das stürmischste aller Meere wagen."

Erstes Kapitel.

Die Ehe in der modernen Gesellschaft.

Der Mensch ist der geschickteste und unermüdlichste Widerspruchsgeist seiner selbst.

Er soll ein Erdenwurm sein, aber er hält sich für einen Sohn Gottes; je mehr er sich erniedrigt, desto höher trägt er den Kopf; je edelmütiger er sich benimmt, desto krasser tritt seine Selbstsucht zu Tage; in der Theorie liebt er die Freiheit, in der Praxis aber bleibt er der Verfertiger täglicher Tyranneien.

Für den Augenblick möchte ich nur bei letzterer Sucht etwas verweilen. Hört man dem Menschen zu, so preist er die Freiheit als das idealste aller menschlichen Güter. Adam ging des Paradieses verlustig, weil er nicht das Joch des göttlichen Verbotes zu ertragen verstand; der Mensch hat seinen Planeten mit Blut befleckt, weil er das harte Brot des freien

Bürgers den vergoldeten Ketten des Despotismus vorzog; man hat einem Spartakus, Garibaldi und Washington Denkmäler errichtet, weil ihr Kampf für die Freiheit ihr höchster Ruhm ist. Dann aber, nachdem man das Blut der freien Erde getrunken und die Tyrannen getötet hatte, wurden die Denkmäler vergessen: man schuf neue Tyrannen für eigene Rechnung, vielleicht weil man Geschmack daran fand, sie später ebenfalls niederhauen zu können. Wenn man keine unschuldigere und gefälligere Unterhaltung sucht, was bleibt einem anders noch zu thun übrig, nachdem man gut gegessen, geschlafen und geliebt hat?

Zu den ältesten Tyrannen unserer eigenen Machart gehören in erster Linie die Zahlen.

Als Gott die Welt schuf, vergaß er vollständig auch die Zahlen zu erdenken. Wir aber haben die Schöpfung verbessert und die Zahlen erfunden. Gott hatte weder die Sterne am Himmel, noch die Tropfen im Meer gezählt, weder die Blätter auf den Bäumen, noch die Ameisen in der Erde. Sowohl in der Höhe wie in der Tiefe waltete lediglich die Unendlichkeit, das Unnennbare, die Unermeßlichkeit.

Wir aber haben die große Vergeßlichkeit des Erderschaffers ausgeglichen, wir haben alle Dinge mit Zahlen belegt und sie in der Welt alles Lebendigen

und Toten zu unseren Herren gemacht. Wir lassen uns von ihnen in jedem Augenblick des alltäglichen Lebens, auf den Seiten der Geschichte und in den Lehrsätzen der Philosophie tyrannisiren. Es sind blutige Revolutionen einer Verfassung, einer Nationalgarde und der Preßfreiheit halber angezettelt worden: warum aber hat sich noch niemand gegen die Tyrannei der Zahlen aufgelehnt?

Wer weiß warum?

Wer kauft jemals elf oder dreizehn Eier?

Niemand, denn zehn und zwölf sind unsere kleinen Tyrannen.

Wer schenkt jemals dem eigenen Söhnchen neun oder neunundneunzig Lire?

Niemand, denn die zehn ist ein gar gewaltiger Tyrann. Die hundert aber ein noch weit schrecklicherer als die zehn.

Wer hätte niemals das Joch der Zahl tausend, der Zahl hunderttausend empfunden? Wer unterläge nicht im Gespräch wie im Leben der fürchterlichen Tyrannei einer Million?

Und die Jahrhunderte selbst, die nichts anderes als ebenso viele Ziffern sind, wie viele Theorien haben sie nicht aus den Eingeweiden der Geschichte heraufbeschworen, wie viele falschen Taufen nicht an den

Buchstabenrätseln der Zeit vollzogen, wie viele Revolutionen haben sie nicht aufgeschoben und wie viele nicht ins Leben gerufen, lediglich der Tyrannei der Zahlen halber?

Seit einigen Jahren sehen wir eine der bedauernswertesten Erniedrigungen unseres Gedankenganges vor diesem arithmetischen Alp des sterbenden neunzehnten Jahrhunderts mit an, welches dem zwanzigsten weichen muß. Noch fehlen acht Jahre bis zum Eintritt dieser numerischen Hochflut. Wer aber möchte mit Bestimmtheit sagen können, wie viele Bücher bis dahin über das sterbende Jahrhundert, wie viele Prophezeihungen über das zu gebärende geschrieben, wie viele Ströme von Philosophie und Tinte über die Zahl neunzehn, die sich in eine zwanzig verwandelt, vergossen werden!

Obwohl die Jahrhunderte nur auf unserem Papiere als unsere eigensten Geschöpfe existiren, so beten wir sie dennoch an, und aus freiem Antrieb haben wir sie zu unseren Tyrannen gemacht. Und dann lachen wir noch die armen Wilden aus, welche sich aus Holz und Steinen ebenfalls ihre Götter formen, vor ihnen niederknieen und sie fürchten.

Wir aber fürchten uns sogar vor Zahlen! Götzenbilder des Gedankens allerdings sind auch sie, denn

zu unserem Nutzen und Gebrauch und als Gleichnis unseres Elends und unserer geistigen Schwäche sind auch sie erschaffen worden.

Ich für meinen Teil sehe um mich herum nur eine endlose Fortpflanzung von Dingen und Zeiten; ich unterliege nicht dem Zauber der Zahlen, der wohl beim Kartenspiel ergötzen kann, wo er als ein ärmliches Zeichen für eine noch ärmlichere Sache am Platz ist.

Das „sterbende Jahrhundert", „fin du siècle", und alle ähnlichen Sensationsphrasen, die nach Vielem klingen, aber nichts zu besagen wissen, alle diese Bezeichnungen, welche der Beredsamkeit eines Unberedten entsprungen sind, regen mich nicht im geringsten auf. Ich blicke nach rückwärts und sehe das „Gestern"; ich blicke um mich und sehe das „Heute"; ich blicke nach vorn und sehe ein „Morgen". Diese drei Zeiten des „Werdens" kennen weder Zahlen, noch werden sie sie je kennen lernen, denn sie folgen einander ewig und ohne Unterlaß. Sie belegen die großen Etappen unserer irdischen Reise nicht mit Zahlen, sondern mit einer „Reue", welche zur „Hoffnung" und dann zum „Glauben" wird. Und dann beginnt die Reihe wieder mit der „Reue" und so fort, ohne Unterbrechung.

Ich habe dieses auf die ersten Seiten meines Buches schreiben wollen, um damit zu erklären, daß ich bei der Ausführung meiner Gedanken über die Ehe in der heutigen Gesellschaft von vorn herein auf alle Effektsätze wie das „sterbende Jahrhundert“ und „fin du siècle“ Verzicht leiste, die mir allerdings auf Grundlage von Zahlen viel Gelegenheit zur Entfaltung von Beredsamkeit und Gefühlsduselei gegeben hätten. Ich habe gehaßt, ich hasse und werde für alle Zeiten jede Form der Tyrannei, also auch die der Zahlen hassen!

Ich blicke um mich und sage: „Heute“ heiraten die Menschen so und nicht anders. Und sie handeln so, weil sie die Söhne eines „Gestern“ sind, des Vaters eines „Heute“. Und dann blicken sie nach vorn und hoffen, das „Morgen“ werde besser sein als das „Gestern“ und „Heute“. Ich versuche mit meiner Feder, meinen Erfahrungen und meinen Studien zu dieser Besserung beizutragen, damit das Bessere so schnell und so schmerzlos als möglich eintritt: „cito, tute et jucunde“, wie es Celsus gewollt.

*

Die Ehe in unserer bürgerlichen Gesellschaft ist die „weniger schlechte“ unter den verschiedenen Formen der Vereinigung von Mann und Frau zur Er-

haltung der Arten. Sie ist das Ergebnis so vieler Zeitläufe geschichtlicher Entwicklung, so vieler sinnlicher, moralischer, religiöser, gesetzgeberischer Elemente, daß diese selbst im Verlaufe der Zeit unter sich in Hader geraten sind.

Uralte Vererbung des Frauenraubes, heilige Worte von inspirirten Propheten, Gewaltthätigkeiten von Feudalen, die Begierde von Wucherern, Liebesraub und Heldentum des Herzens — alles das hat etwas seiner selbst auf den Altar der Ehe niedergelegt. Aber ehe noch das Sakrament vollzogen wurde und der Priester den Duft seines Weihrauches gen Himmel sandte, kam stets der tierische Mensch und rief schmunzelnd:

„Alles das gehört mir. Ich bin der einzige und wahre Priester dieses Ritus, ich der einzige Diener dieser Religion.“

Er wühlte mit seinen behaarten Händen, vielleicht gar mit seinem Schwanze das auf dem Altar niedergelegte Göttliche und Menschliche durcheinander und schuf so ein Chaos der verschiedensten Dinge, der höchsten sowohl wie der niedrigsten, der erhabensten sowohl wie der unedelsten. Und daraus entstand die Ehe.

Dieser geschworenen Liebe fluchen ist ein unnützes

Beginnen, sie zu unterdrücken geht nicht an, für sie etwas Besseres finden zu können, ist, für den Augenblick wenigstens, ein thörichter Gedanke. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als sie als die weniger schlimme der geschlechtlichen Verbindungen gutzuheißen und sie langsam, klug und weise zu verbessern:

„Freie, durch die Vernunft erhellte Wahl von beiden Seiten.“

„Gewähr der Ehescheidung.“

*

Weder der Fürst noch der Proletarier benötigen mein Buch. Der erste heiratet unglücklicher als alle Bürger seines Reiches, ohne Liebe und ohne Sympathien, aus Gründen der Regierung. Für ihn kommt in erster Reihe der Thron und dann die Familie; erst das Bündnis der Fahne und dann die Küsse der Liebe, wenn überhaupt noch ein Platz dafür offen bleibt. Er kann allerdings in der leicht zu habenden, gemeinen Umarmung der Venus Pandemia Trost finden, auch darf er noch eines der lächerlichen Vorrechte des Mittelalters, die morganatische Ehe für sich in Anspruch nehmen. An seine Verheiratung denken ausschließlich seine

Minister, die Abgeordneten und schließlich auch die Journalisten. Die Kunst zu heiraten ist also für ihn ein Nonsens.

Viel glücklicher als er daran ist der Proletarier. Er darf sich das von ihm geliebte weibliche Wesen zur Frau nehmen, und bei dieser Wahl würden ihm die Ratschläge eines, der viel geliebt und viel gesündigt hat, sehr förderlich sein. Aber er liest keine Bücher, weil sie ihm zu teuer sind. Und wenn auch seine Ehe von der Statistik der Analphabeten*) gestrichen bleibt, so hat er dennoch keine Zeit, Bücher zu lesen, weil ihn die Tyrannei des Brotes stumpfsinnig macht.

Ich schreibe also weder für den Fürsten noch für den Proletarier, sondern für jene Menschenmenge, welche zwischen den beiden äußersten Polen der Gesellschaft umher wimmelt und lebt und den wahren Nerv eines Volkes bildet.

Wie vereinigen sich nun alle diese Millionen von Männlein und Weiblein?

In verschiedener Weise, aber nur eine einzige derselben wird von der Moral gutgeheißen und von der Religion gebilligt: die Ehe als die einzige gesetzmäßige Grundlage für die Familie. Alles andere ist Contre-

*) Die italienische Statistik kennt eine besondere Rubrik für die Ehen zwischen Analphabeten. Der Uebersetzer.

bande und wandelt entweder vereinzelt oder gemeinsam die Querwege; alles andere betrügt in einer oder der anderen Form die Natur und beneidet stets diejenigen, welche ehrbar ihre Eßwarensteuer entrichtet haben und die Stadt betreten dürfen.

Ohne Furcht vor einem Irrtum kann man sagen, daß eine Gesellschaft um so moralischer und zivilisirter ist, je größer die Zahl der Verheirateten in ihrer Mitte und je geringer die Ziffer der Freibeuter der Liebe, gleichviel ob dieselben auf der öffentlichen Straße mit bewaffneter Hand ihre Opfer fordern oder in Gestalt häuslichen Diebstahls.

Wenn nur nicht unsere heutige Gesellschaft am Goldfieber erkrankt wäre! Diese Leidenschaft ist zwar so alt wie der Mensch selbst, aber in unserer Zeit hat sie das Aussehen und die Ausdehnung einer wahren Epidemie angenommen, und mehr als jedes andere Element trägt sie zur Untergrabung der Wurzeln der Ehe bei.

Der weitschweifige Bildungsgang und die gewachsenen sozialen Herrschaftsgelüste haben unsere Bedürfnisse über alle Maßen emporgeschraubt und besonders die teureren, nämlich die des Gedankens und der hohen ästhetischen Gemütsbewegungen, ohne daß die Quellen der Produktion entsprechend reich-

licher sprudeln würden. Wir Menschen halben und dritten Ranges sind sämtlich arm, viel ärmer als unsere Väter und Großväter. Von der Geburt bis zum Tode lastet auf uns und plagt uns die häusliche Bilanz. Die Arithmetik trifft mit den Spitzen ihrer geschärften Ziffern durch unsere Haut die zartesten Eingeweide und leider auch das Herz. Sie verpestet uns jede Freude, sie verdüstert jede heilige und fröhliche Poesie des Lebens.

Alle, alle sind wir zu dem genialen, uns so viele neue Genüsse bereitenden Gelage der modernen Zivilisation geladen. Aber wir gleichen dem armen Beamten, welcher sich aus menschlichem Respekt von reicheren Genossen zu einem Feste mitschleppen läßt und während des Jubels der Musik, während des Tanzes und Erklingens der Becher ängstlich seine Taschen umkehrt, um zu wissen, wie und ob er die Rechnung wird bezahlen können.

Wie mühsam destillirt sind nicht die wenigen, in der ärmlichen Geldtasche des Mannes vom halben Rang schwitzenden Lire! Wie viele Torturen haben sie nicht erleiden müssen, ehe sie, noch von einer letzten krampfartigen Liebkosung des Fingers begleitet, zum Tageslicht hinaufsteigen durften! Wie schwankt doch der Ausgleich im Wirtschaftsbuche aller, die mit

einem Einkommen von ein- bis dreitausend Lire haushalten müssen! Und wie wachsen nicht diese Ziffern, bis sie schließlich zu zehn-, zwanzig- und dreißigtausend Lire werden, weil das Fieber der Wünsche ewig steigt, eine Vergänglichkeit die andere jagt und das Nichts regiert.

Die Liebe erst sollte eigentlich zur Heirat führen, aber sie ist im Gegenteil stets die zuletzt zu diesem Bunde geladene, bei welchem das Geld mit dem ganzen Vollgefühl seiner Unbesieglichkeit über seine Opfer urteilt und verfügt.

Geld, Geld und abermals Geld, so lautet das Grund- und höchste Gesetz für den größten Teil der Ehen.

Heiraten heißt verarmen, wenn die Frau nichts zum Nestbau der neuen Familie beitragen kann; heißt sich mit geschlossenen Augen in einen dunklen, bodenlosen Abgrund stürzen; bedeutet, sich zur täglichen Folter des Elends verurteilen und auch die zukünftigen Kinder diesem Kampfe aussetzen.

Unsrer Würde würde es besser anstehen, wenn die Mitgift der Frau wenig oder gar nicht für unsere Wahl ausschlaggebend wäre. Ein idealer Zustand aber wäre es, unserer Genossin zugleich mit Hand und Herz auch den Reichtum oder wenigstens die Bequemlichkeit anzubieten, um sagen zu können:

„Sieh, mein Schatz, alles das gehört mir und Dir, und Du wirst mir alles zu verdanken haben. Trotzdem aber werde ich stets Dein Schuldner bleiben, denn Du hast mir Deine Liebe geschenkt."

Alles das ist schön und groß, und jeder Mann, dem das Bewußtsein der eigenen physischen und moralischen Männlichkeit nicht abgeht, möchte gern so sprechen können. Aber wie viele dürfen es in Wirklichkeit?

Sehr wenige, fast niemand.

Darum entsetzt sich so mancher Jüngling, der gern nach der Vorschrift des Herrn lieben und sich ein Nest bauen möchte, und verzichtet lieber auf die Ehe. Sieht er doch in ihr nur die Thür zum Elend oder zu einer Niederträchtigkeit. Er tritt deshalb lieber freimütig und für immer zurück.

Deshalb sind die Junggesellen viel ehrenhaftere Leute. Aber bis wann und bis wo erstreckt sich ihre Rechtschaffenheit?

Bei den Ehrenhaftesten reicht die Tugend bis zur Schonung der Keuschheit der Jungfrauen und der Treue der Gattinnen anderer. Ist sie so weit gestiegen, dann fällt sie wieder, um aus der Liebe eine Frage periodischer Hygiene zu machen, welche nach dem Kalender und ganz

besonders gemäß dem knechtenden 27. jeden Monats*) geregelt wird.

Arme Liebe, armselige Uebertragung des epischsten Gedichtes des Lebens! Sie klingt gerade so, als hätte man den Homer in einen Dialekt Australiens übersetzt!

Diese ehelosen Hygieniker befinden sich indessen in der Minderheit. Die anderen erheben Anspruch auf etwas Besseres und auf mehr. Sie suchen die Liebe in den Behausungen anderer und leben von verächtlichem, feigem, vielleicht gar wucherischem Raub.

Der Treubruch ist die unsauberste und krebsartige Wunde unserer modernen Ehe; sie ist der Brand unserer Gesellschaft, welcher ringsumher einen erstickenden Modergeruch von häuslichem Verrat und moralischen Miasmen verbreitet: er befleckt und verwüstet alles.

Wehe uns, wenn in allen Familien die Kinder bei der Geburt laut den Namen ihres wirklichen Vaters nennen würden! Wie viele falsche lebende Wechsel würden nicht protestirt werden, wie viele lange Nasen würde es nicht unter den Biologen geben, die naiv die Erbschaftsgesetze studiren, welch ein fürchterliches Bild von Verrat und Heuchelei allerorten! Die menschliche und bürgerliche Gesellschaft würde mit einem

*) Dem Zahltage des Gehaltes der Beamten in Italien.



Schlage sich als eine Bande von Falschmünzern enthüllen, der Leib der Frauen geradezu als eine Münzstätte für falsche Geldsorten!

Aber die Kinder können bei ihrer Geburt nichts weiter als weinen. Mit Thränen begrüßen sie das Leben, und die Leiber der Frauen verraten nichts, sie fahren mit der Prägung des falschen Geldes fort.

Ich verurteile auch nicht die Frau mehr als den Mann in dieser Galeere des Verrats wegen dieser heimlichen und ausgiebigen Bastardfabrikation. Wenn der Mann die Frau angreift und ihrer Tugend Fallstricke legt, so macht er nur ein Lebensrecht geltend. Wenn ihm die Gesellschaft die Heirat verwehrt, warum soll er denn nicht zum Vielfraß werden dürfen? Verkündigen nicht die Arbeiter von ganz Europa alltäglich, daß eines ihrer ersten Rechte das auf Arbeit ist? Ist das Recht auf Liebe aber nicht das allerheiligste aller, die Arbeit aller Arbeiten? Opfert nicht für sie das Individuum die Natur, widmet es ihr nicht das beste von seiner Willenskraft?

Die Ehemänner mögen sich verteidigen gegen die Angriffe anderer. Werden sie besiegt, so sind sie im Unrecht. Um so schlimmer für sie!

Und warum sollten die armen Frauen die Lange-

weile des alltäglichen Ehebettes nicht durch einen kleinen erotischen Ausflug unterbrechen dürfen?

Hat man sie nicht für immer an einen ungeliebten, vielleicht nur ein einzigesmal gesehenen Mann gefesselt? Wurden sie nicht wie eine Handelsware von ihren Eltern, ihren Pflegern oder Verwandten verkauft? Wurde ihre Mitgift nicht nach dem Gewicht eines Wappenschildes abgewogen? Und haben sie etwa kein Recht auf Liebe?

Und alle die anderen Frauen, welche das Glück hatten, den Namen ihres Geliebten tragen zu dürfen, welche sich in seine Arme geworfen, ihm Herz, Gedanken und Sinne zu eigen gegeben haben, welche selig gewesen sind, sich in ihm und für ihn umwandeln zu können, welche in der Ehe die Fortdauer eines Reiches der Liebe erträumten, nach wenigen Monaten aber den Gatten in den Armen einer ehemaligen Geliebten, vielleicht gar im Bett ihres Kammermädchens fanden — haben alle diese Frauen kein Recht auf Rache?

Das ist das Bild der Ehe, wie wir es täglich auf den vielen kleinen Bühnen, die sich Familienhäuser nennen, aufgeführt sehen.

In diesen Theatern aber — man muß auch gerecht sein und sich vor Uebertreibung hüten — werden

mehr Possen als Lustspiele, mehr Lustspiele als Trauerspiele gegeben. Sehr selten versteigt man sich bis zur Tragödie, denn zu dieser erhabenen Gattung der dramatischen Kunst gehören Helden, und Helden sind nur allzu spärlich gesät in unsrer modernen Gesellschaft. Wir verkleinern alles, Häuser, Statuen, Gemälde und Gärten, wir haben deshalb auch die Leidenschaften einschränken müssen. Revolver und Dolch spielen in der Geschichte der Ehe nur eine gelegentliche Rolle. Die allgemein auf den häuslichen Bühnen gebräuchlichsten Requisiten sind die Strafe der Wiedervergeltung, die kleinen Niederträchtigkeiten, der in jeder Art und Weise und zu allen Preisen vorgenommene Handel mit dem Gewissen. Die „Ehen zu dreien", leider häufig auch zu vieren sind allerliebste Genrebilder; die heuchelnden, aus Abscheu vor Auftritten blinden Ehemänner bilden einen Alltagsposten im Kontokorrent der modernen Ehen.

Man will leben und leben lassen, man will auch auf das Familienleben die edlen, neuzeitigen Einrichtungen der Gesellschaften auf Gegenseitigkeit übertragen und auch im Hause die große Fahne der Umsturzvereinigungen aufhissen! Einer für alle und alle für einen!

*

Untreue und Verrat sind nicht die einzigen am Gebäude der Ehe nagenden Würmer. Wir haben da ferner die häusliche Uneinigkeit, und sie entspringt aus der Ungleichheit der sinnlichen Bedürfnisse, der Bedürfnisse der Herzen und Gedanken; wir haben den täglichen Reibemörser des geschlechtlichen Hochmutes, der Kasteneitelkeit, des fürchterlichen Mißverhältnisses von Gefühl und Verstand. Wir haben sodann die Verbündeten der Frau und die des Mannes, welche sich auf eigene Faust den Krieg machen, die Rätsel noch mehr verwickeln, die Wunden vergiften und bei jeder Gelegenheit die von der Zeit und der Liebe fromm geschaffenen Narben wieder aufreißen.

Bildet auch der Ehekrieg eine Ausnahme, der eheliche Friede ist eine noch weit seltenere Erscheinung, und man kann wohl sagen, daß die Ehen in den meisten Fällen nur ein bewaffneter Friede sind. Die Umgebung entnervt die Kraft, trocknet die lautersten Quellen der Zärtlichkeit aus und zerstört die Glückseligkeit. Mit einem Worte, angesichts der heutigen Beschaffenheit unserer Gesellschaft erscheint uns die Hölle innerhalb der Familie nicht allgemein, das Paradies sehr, sehr selten und das Fegefeuer fast überall.

Wenn aber auch die Ehe augenblicklich noch immer die „weniger schlechte“ aller Verbindungen zwischen Mann und Frau ist, so kann und soll sie doch noch die bessere werden und die menschliche Glückseligkeit vermehren helfen. Dieses gilt immer noch als das höchste und wahrste Ziel jeden Fortschrittes.

Zu was nützt es, den Raum mit einer Geschwindigkeit von siebenzig Kilometer in der Stunde durcheilen und die Welt innerhalb drei Monaten umreisen, zu was, vermittelst des Fernsprechers reden und Wolken am Märzhimmel sehen zu können? Was soll uns die Fruchtbarkeit der Bücher und die Ueberschwemmung mit Zeitungen, wenn sich das väterliche Erbteil der rein menschlichen Freude nicht um einen Pfennig vermehrt?

Die Ehe in ihrer heutigen Beschaffenheit kann uns glücklich machen, gerade so wie ein Gewinn im Lottospiel uns bereichert. Aber während man der Möglichkeit des Guten eine Thür öffnet, erschließt man der des Schlechten zwei. Wer das fatale „Ja“ vor dem Bürgermeister mit der dreifarbigen Schärpe ausspricht, läßt ein Körnchen auf die Schale der Bilanz fallen, welche unsere Glückseligkeit abwägt, und zwei auf die Wagschale unseres Unglücks! — Der Heiratende hat das Umgekehrte zu thun, die Gesellschaft hat die Ehe vor den ihr drohenden Gefahren mit

weisen Gesetzen zu verteidigen, welche nicht von der Wehleidigkeit des Herzens oder vom theokratischen Mystizismus, sondern von der gründlichen Kenntnis des Menschen eingegeben worden sind.

*

Vor ungefähr zwanzig Jahren brach ich in meiner „Physiologie der Liebe" eine Lanze zu Gunsten der Ehescheidung. Ich sprach damals die Hoffnung aus, dieselbe baldigst unter den Gesetzen meines Landes zu sehen. Ich schrieb vor zwanzig Jahren:

„Die Ehescheidung muß sobald als möglich sich unter unseren Gesetzen befinden; die glücklichen Ehegatten verlangen nach ihr zur Sicherung ihrer durch ein tyrannisches Band verletzten Würde; die unglücklichen erflehen sie auf den Knieen, denn Unglück oder Schuld verdammen sie zur furchtbarsten aller menschlichen Qualen: zur Sklaverei ohne jede Erlösung, zu einem ewig drückenden Joche, zu einer Geißelung ohne jeden Balsam, zu einem hoffnungslosen Schmerze."

Und auch jetzt fehlt noch immer unserem Lande dieses Ehescheidungsgesetz, aber die öffentliche Meinung verlangt nach ihm und wird es erhalten. Niemand mehr wagt zu dieser Stunde seiner Einführung mit den Waffen der Kirche sich zu widersetzen; viele weisen es

nur noch im Namen ihrer Kinder und der Unverletzlichkeit der Familie von der Hand.

Aber der unschuldigen Opfer der Ehe gibt es zu viele, als daß ihre Stimmen nicht gehört werden könnten. Und wenn der Gesetzgeber die Ehescheidung mit den zartfühligsten Garantien zu umkleiden wissen wird, so kann die Heiligkeit der Familie nur gewinnen. Den Kindern nimmt man den Anblick des grausamen und verächtlichen Schauspiels zweier Eltern, die trotz ihres gegenseitigen Hasses und als Mörder in Gedanken dennoch zu gemeinsamem Aufenthalte unter einem und demselben Dache und zum Tragen der Sträflingskette verurteilt sind, weil sie nicht den Mut oder die Kraft haben, diese zu brechen.

*

Das eine also ist Sache der Gesetzgeber, das andere Sache jener anderen Leiter der Seelen, so sich Schriftsteller, Lehrer und Erzieher nennen. — Sie müssen das Mädchen so erziehen, daß es weiß, was die Liebe, was die Ehe bedeutet; daß sie nicht mit gebundenen Händen und Füßen einem Pakt ausgeliefert werden kann, den sie nur vom Hörensagen kennt; daß sie nicht von der väterlichen, mütterlichen oder sonstiger Autorität allein mehr in das Dunkel der Zukunft geleitet werden darf.

Die Möglichkeit des Unglücks ist für das Weib hundertfach größer als für den Mann; denn es ist in allem viel unwissender als wir. Das Mädchen tritt ohne jede Kenntnis der rein menschlichen Dinge vor das Standesamt oder den Altar wie ein zum Schlachthause geführtes unschuldiges Lamm.

Nach den Anschauungen der modernen Gesellschaft hat das Weib keinen andern Beruf, als Frau und Mutter zu werden. Lehrt man das Mädchen doch von Kindheit an, weniger eine Mustergattin und vollkommene Mutter zu sein, als das Verständnis, einen Mann und möglichst das Ideal von einem solchen finden zu können, denn schön, jung und vor allem reich muß er sein. Man hat es heimlich und arglistig in die Kunst der Jagd auf das seltene Wildbret, das sich ein guter Gatte nennt, eingeweiht, und es erjagt dieses nicht, um durch das eigene Glück auch den Mann glücklich zu machen, sondern nur zur Vermehrung der eigenen Rente und um wo möglich durch ihn um eine oder mehrere Stufen in der gesellschaftlichen Rangleiter emporsteigen zu können. Lebt sie angenehm, so will sie gleich reich werden; ist sie reich, so will sie Millionärin sein; ist sie bürgerlich, so will sie Gräfin heißen, ist sie Gräfin, gar Marquise oder Fürstin. Auf dergleichen zielt

sie; ihre ganze Erziehung leitet sie zu diesem Ziele hin.

Die Ehe aber soll aus den Tiefen einer Industrie zum Gipfel einer Vereinigung von Herzen und Gedanken emporsteigen. Keiner der beiden Genossen darf mehr den andern mit Ingrimm betrachten und denken können:

„Du hast mich gekauft."

„Ich habe mich verkauft."

Nichts kann diese die Ehe befleckende, ursprüngliche Sünde abwaschen. Vergebens suchen die Magnetnadeln des Reichtums, der Stolz auf die hohe gesellschaftliche Stellung, die Lüsternheit nach der häuslichen Sinnlichkeit diese Wunde unter Blumen zu verbergen. Beim geringsten Zank, bei der leichtesten am Himmel des Lebens zu zweien aufsteigenden Wolke tönen aus dem Grunde des aufrührerischen Gewissens wie die Stimme eines bösen Geistes die unglücklichen Worte herauf:

„Du hast mich gekauft."

„Ich habe mich verkauft."

Und wenn weder Reichtum, noch Sinnlichkeit, noch Eitelkeit einen einzigen Verband mehr auf die krebsartige Wunde legen können, tritt das nackte, häßliche Skelet einer verfehlten Spekulation, eines

schlecht ausgegangenen Geschäfts in die Erscheinung. Groll häuft sich auf Groll, und der ewige häusliche Krieg führt mit Gift und Galle die chronische Verzweiflung herbei, die herzergreifendste Form des menschlichen Schmerzes.

Und alles dieses genügt noch nicht. Wie bei einem Anfall von Neuralgie der tiefe und beständige Schmerz nach kurzen Pausen in ein heftiges Reißen übergeht, so ringt sich auch von Zeit zu Zeit aus der tiefen und stummen Verzweiflung zweier solcher Unglücklichen der unerbittliche Schrei los:

„Ewig, ewig soll es so weiter gehen, ewig bis zum letzten Atemzuge?"

Die Ehescheidung komme also und bald, um alle diese Sklaven zu befreien. Es komme eine vernünftigere, freiere Erziehung, um die Mädchen das zu lehren, was sie nicht oder schlecht wissen, damit auch sie wie wir mit vollem Wissen und Bewußtsein vor dem Altare oder dem Standesbeamten frei heraus ihr „Ja" sagen können.

Zweites Kapitel.

Die geschlechtliche Wahl in der Ehe. — Von der Kunst gut zu wählen.

Zu dem unseligen „Ja", dem schrecklichen Einlauter, welcher über unser Glück oder unser Unglück entscheiden soll, zu diesem „Ja", welches uns das Paradies auf Erden oder die Hölle in vierundzwanzig Stunden am Tage und an dreihundertfünfundsechzig Tagen im Jahre verschafft, gelangt man auf zwei großen Wegen.

„Entweder kommt die Liebe zuerst und dann die Ehe."

„Oder die Ehe zuerst und dann die Liebe."

Welcher von den beiden Wegen ist der bessere, welcher führt sicherer zum Paradiese?

Theoretisch beantworten läßt sich diese Frage zweifellos schnell dahin: „Zuerst lieben, dann heiraten."

In der Praxis aber geht das nicht immer so. Viele von der Liebe eingegebene Ehen endigen schlecht, während so manche Konvenienzehen, bei denen der Verstand lauter spricht als das Herz, einen guten Ausgang nehmen.

Und warum? Ist die Theorie wahr, so muß sie sich auch mit der Praxis vereinigen lassen. Wenn die Praxis dem widerspricht, so muß man sich in der Theorie geirrt haben.

Der offenbare Widerspruch erklärt sich unverzüglich, sobald man überlegt, daß sich der alltägliche Wunsch nach dem Besitz eines weiblichen Wesens bereits Liebe nennt. Dieser Besitz aber kann unmöglich auf die Dauer genügen, um allein aus sich zwei Gatten glücklich zu machen. Gebt der Liebe und der Sinnlichkeit ihre richtigen Bezeichnungen, und jede Verwirrung wird im Augenblick gehoben sein. In aller seiner Schönheit werden wir das heilige Dogma aufflammen sehen:

„Erst die Liebe, dann die Ehe.“

Wenn man zu dem Besitz der begehrten Frau nur durch das Standesamt gelangen kann, so neigen, ist die Leidenschaft zu heftig, auch die feurigsten Freibeuter und der geschworene Feind der Ehe ihr Haupt unter das caudinische Joch der weiblichen Tugend und des Zivilgesetzbuches. Man heiratet.

Es ist das eine steinige Straße voller Abgründe und Fallthüren, aber auch sie führt manchesmal zum Glück in der Ehe. Zum Verlangen der Sinne gesellt sich nach und nach auch das teure Bündnis der Herzen, und auch nach gestilltem Hunger bleibt der Appetit auf die zartesten Leckereien der Sinne und der Leidenschaft. Die Verwandlung der Sinnlichkeit in Liebe ist ein schwieriges, aber der heiligen weiblichen Tugend würdiges Unterfangen, und der Frau gelingt es. Allerdings muß sie ein etwas höher veranlagtes Wesen sein. Sie muß eine Mitgift an Gefühl und Gedanken besitzen, und diese müssen noch dauern, nachdem der Besitz das Verlangen abgekühlt und das Alter die Schönheit getrübt hat. Um so besser, wenn auch ihr Genosse eine erleuchtete Seele ist, wenn er diese dauernden und sicheren Tugenden zu schätzen und sich außer auf die Aesthetik der Form auch auf die Idealität der Seelen zu verstehen weiß.

Die höher veranlagten Geschöpfe und die auserwählten Seelen bilden immerhin Ausnahmen. Unzählige Männer und Frauen aus dem großen Haufen, welche auf dem Wege der fleischlichen Lust bis zu dem „Ja" gekommen sind, finden sehr bald, daß das Spiel nicht die Kerze lohnt, und nach dem Erlöschen der ersten wollüstigen Glut thun sich die kotigen Sümpfe

der Langeweile und der tierischen geschlechtlichen Vertraulichkeiten auf. Bisweilen gelingt der Frau eine Wiederentfachung und Neubelebung des Verlangens durch ihre eigene buhlerische Koketterie. Doch man kann hiemit schlecht anlaufen, und der Ekel wächst um so schneller, je raffinirter die zu seiner Vertreibung angewendeten Mittel sind.

Eine lediglich nur vom fleischlichen Gelüste eingegebene, eine nur durch das Brot der Sinnlichkeit gespeiste Heirat ist eine ganz und gar ärmliche und verächtliche Sache, welche uns sehr selten den Frieden der Seele, noch viel weniger aber das Glück zu bescheren vermag. Auch auf dem Grunde der gemeinsten und wollüstigsten Naturen schlummert ein etwas, das sich gegen das ewig Tierische auflehnt und nach einem etwas menschlicheren Brote ruft. Auch der Mensch wühlt gleich dem Schwein im Kote, aber zum Unterschiede von letzterem liebt er dann und wann eine kleine Wäsche und sein Blick sucht von seinem Troge aus den Himmel. Man bedenke ferner, daß in einer Ehe die väterliche und mütterliche Würde die Verantwortlichkeit der beiden Ehegatten steigern und den menschlichen Kern auf Kosten der tierischen Fleischlichkeiten stärken und wachsen lassen muß. Das Gottesfürchtige der Familie drängt sich auch den dickhäutigsten, stumpf-

nervigsten Naturen auf, es erwärmt die Umgebung und lüftet zu ihren Häupten ein Stück des ewigen Himmels.

Wehe dem Mann, der bei seinen einsamen und traurigen Betrachtungen über die eigene Gattin sich sagen muß:

„Meine Gefährtin ist nur ein Weib!"

Noch entsetzlicher aber ist es, wenn die Frau in schlaflosen Nächten bei Beobachtung des schnarchenden Mannes schaudernd und unterwürfig sich gesteht:

„Mein Gatte ist nichts weiter als ein Mann!"

*

Es gibt kaum einen Mann, der seinen Freunden und auch nur sich selbst das Geständnis macht, ein Mädchen nur seines Besitzes halber zu heiraten. Auch wenn das wahr ist, ziehen Scham und Stolz gegen uns zu Felde, und wir rufen kraft eines derjenigen geschickten Kunststückchen, mit denen wir so gut unser Thun zu beschönigen und unser Gewissen zu belügen verstehen, mit überzeugter Betonung aus:

„Ich liebe sie!"

Es ist schon schwer, auf den ersten Blick hin echtes Gold und Talmigold, wirkliche Diamanten und falsche, Orientperlen und römische Perlen auseinanderzuhalten. Man urteile also, ob es leicht sein kann, fleischliche Lust von wahrer Liebe zu unter-

scheiden. In dieser Schwierigkeit sehen wir in der That einen der verborgensten und gefährlichsten Fallstricke. Sie führt zum Tode des Glückes im Kampfe zwischen Sein und Nichtsein, in den Schlachten, die sich in uns selbst abspielen, wenn wir darnach ringen, uns klar darüber zu werden, ob wir das ersehnte Weib auf den heiligen Namen Frau taufen lassen dürfen.

In meinen anderen Büchern habe ich den Eheaspiranten einige Ratschläge zu erteilen gewagt, damit sie die den ganzen Menschen umarmende Liebe von der erotischen, nur ein einziges Organ treffenden Lüsternheit zu unterscheiden vermögen. Da wir nach meiner Ansicht hier eine der schwerwiegendsten Lebensfragen der Kunst zu heiraten vor uns haben, so sei mir gestattet, auf einige Einzelheiten näher einzugehen.

*

Mißtrauet immer dem plötzlichen Eindrucke, dem sogenannten „coup de foudre“, zumal nach einer langen Enthaltsamkeit und ganz besonders, wenn ihr das junge Mädchen in Ballkleidung oder sonstwie am Arm und Hals entblößt gesehen habt.

*

Manchen mag es unmoralisch, mir aber will es klug erscheinen, sich das ersehnte Weib nochmals mit nüchternen Sinnen zu betrachten.

*



Wenn ihr es ohne jeden erotischen Appetit, sogar bei etwas verstopfendem Ueberdruß noch schön und begehrenswert findet, so ist die Leidenschaft eine tiefe und verdient die ernsthaftesten Ueberlegungen.

*

Wenn ihr euch in ein junges Mädchen verliebt zu haben glaubt, aber noch nicht ernstlich zur Ehe neiget, so schaut euch nach anderen durch ihre Schönheit, Anmut und Eleganz berühmten Frauen und Mädchen um und stellt eure Vergleiche an. Bleibt nach eurer Meinung eure Ersehnte hinter diesen zurück, so mißtrauet unverzüglich der Ernsthaftigkeit und Tiefe eurer Leidenschaft.

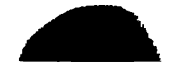
Das Gesagte berührt nur die sogenannte physische Liebe, aber ich spreche des längeren von ihr, weil sie die zuerst sich öffnende Thür bei der allerersten Begegnung von Mann und Weib ist. Ich wünsche indessen nicht, daß sie das einzige zum schwerwiegenden „Ja" führende Thor bleibt. Sie darf euch nur den Eintritt in das Vorzimmer gestatten; hier müßt ihr geduldig warten, bis Herz und Gedanken euch die Thür zu den inneren Gemächern erschließen; dort erst dürft ihr für euer ganzes Leben hausen.

Wenn der „coup de foudre" nicht erfolgt, sondern die Sympathie nach und nach geboren, gewachsen ist

und sich bis zu einer wahren und wirklichen Leidenschaft entwickelt hat, so können meine Auskundschafts- und Versuchsratschläge als unnötig über Bord geworfen werden. Ihr selbst, ohne es zu wissen und daran zu denken, verbessert und bestätigt bei jedem eurer Besuche den voraufgegangenen Eindruck. Die Sympathie erlischt oder erwärmt sich.

So und so viele Liebes- und Heiratsgedanken leiden in der Stille unseres Gehirns Schiffbruch, ohne daß eine einzige Seele auch nur ein Sterbenswörtlein davon gehört hätte, ja, bevor wir noch ein Wort der Zuneigung an die Person gerichtet haben, welche in uns eine plötzliche Leidenschaft aufkeimen ließ! — An unserem Horizont tauchte unerwartet ein Geschöpf auf, vielleicht zu einer Stunde, in welcher wir das Bleigewicht der Einsamkeit oder die Qualen der Entbehrung doppelt schwer empfanden, und sofort hatten wir uns gesagt: „O, welch schönes, liebes Kind! Warum soll es nicht mir gehören ... und zwar für immer?“

Die Erscheinung ist euren Augen entschwunden, aber ihr habt den erhaltenen Eindruck mit nach Hause geschleppt und ihn mit einem feurigen Griffel in eure Erinnerung gegraben; die Erscheinung ist aus den Büchern, welche ihr leset, in den Träumen



der Nacht wieder vor euch aufgestiegen, ihr sehet sie überall.

Aber siehe, wenige Tage darauf begegnet ihr ihr wieder auf der Straße oder in einer Gesellschaft, und die Wirklichkeit bemüht sich vergebens, die Gestalt eurer Phantasie mit der lebendigen Erscheinung in Einklang zu bringen: ein vollständiger Mißton! Das junge Mädchen ist nicht mehr das gleiche. Ihr lacht jetzt vielleicht selber über das im Schweigen eures Gewissens geträumte Liebesfest und ruft:

„Wie habe ich dieses gewöhnliche, häßliche, verwelkte Geschöpf jemals schön und begehrenswert finden können?“

Um so besser, wenn diese Korrektur der Druckbogen schnell vorgenommen wird. Aber leider beginnt man sie häufig erst nach verschiedenen Besuchen und wenn wir uns bereits mit dem Herzen, vielleicht auch schon mit dem Wort verraten haben.

Vorsicht also, Don Pedro!

*

Meine Erfahrung lehrt mich, daß keine Kraft auf dieser Erde verloren geht und daß keine Energie sich verzehrt. Aber Kraft und Energie gestalten sich in sich selbst um, ohne daß eine davonfliegt. Jetzt frage ich mich: „Wo endet all dieses Verlangen, welches

Mann und Weib auf der Straße, in der Unterhaltung, im Theater, kurz, bei jeder Begegnung einander näher bringt? Wohin gehen alle die Blitze der Augen, die auf ihren Strahlen des Feuers genug tragen, um das ganze Planetensystem zu entzünden und zu verzehren; wohin gehen alle die Herzensschläge, welche das Gesicht erröten machen und zwei Geschöpfe, zwei Organismen, zwei Leben zu einander ziehen? Wenn sie, wie es meistens geschieht, Meteoren gleich ohne Befruchtung irgend einer Erde vorübersausen, wohin gehen sie? In was verwandeln sich die fürchterlichen Willenskräfte, diese Früchte der feinsten und erhabensten Mechanismen unseres Gehirns und unserer Nerven, wenn sie weder Worte noch Jammer, weder Wollust noch Verbrechen, weder Ehen noch Sünden gebären?

Und der verlangenden Wünsche gibt es nicht wenige. Tag und Nacht, in den belebten Straßen der Stadt und im Lärm der Eisenbahnwaggons, in der gepreßt stehenden Menge und auf den einsamen Bergpfaden begegnen sie sich und durchfurchen sie den Raum. Könnte unser Auge sie erblicken, so würden wir bemerken, daß sie die Luft erglühen machen wie die zuckenden Blitze eines tropischen Gewittersturmes.

Aber wohin wandern sie, wo verzehrt sich das an

so großer Wärme entzündete viele Licht? Wo bleibt die Asche dieser großen Brände?

Ich weiß es nicht: die Lebensweisen und Physiker der Zukunft werden es vielleicht sagen können.

*

Eine andere elementare, und zugleich eine der wichtigsten Vorschriften zur guten Auswahl der eigenen Gattin ist die, viele, sehr viele weibliche Wesen kennen zu lernen, ehe ihr diejenige freit, welcher ihr Namen, Herz und Leben hingeben wollt.

Wenn ihr in den engen Wandelgängen eines Dorfes, ohne es verlassen zu haben, eure Genossin wählt, so reicht ihr zweifellos stolz eure Hand dem schönsten Kind unter einem Dutzend Altersgenossinnen. Aber wehe, wenn ihr dann plötzlich in andere Dörfer, noch schlimmer, wenn ihr in die großen Städte kommt Der von euch im Dorfe angestellte Vergleich wird euch hassenswert, und am hassenswertesten erscheinen, wenn es keine Hilfe mehr dagegen gibt.

Deshalb sind diejenigen Männer, welche viel gereist sind und viel gesehen haben, im Durchschnitt bessere Ehegatten. Sie treffen ihre Wahl auf einer viel breiteren Grundlage und haben die Wahrscheinlichkeit einer guten Wahl für sich. Deshalb verzeihen wohl auch die Frauen viel leichter die ihren Vor-

gängerinnen von ihren eigenen Bewerbern erwiesenen Galanterien als eine zu hausbackene Tugend. Don Juan ist ihnen bisher noch immer sympathischer erschienen als der keusche Joseph.

Ein Weib, welches sich von einem als Gefährtin erwählt sieht, der hundert und tausend andere Frauen gesehen und gekannt hat, ist stolz auf diese Bevorzugung und hat recht, es zu sein. Ich weiß nicht, ob alle Frauen meiner Ansicht sein werden, aber die von der Wissenschaft der Liebe Erleuchtetsten werden mir zweifellos beipflichten. Wäre ich Frau, ich würde als ein Ideal von Mann denjenigen mir wünschen, der alle sechs Erdteile bereist und alle Frauen der Erde gesehen und bewundert hätte.

Ich setze meine Utopie fort und lasse sie sich der Ebene des Lebens nähern: wenn ich Frau wäre und zweifelte an der Ernsthaftigkeit der in einem Bewerber erwachten Leidenschaft, so würde ich es gern sehen, daß er eine Reise von einem Jahre durch ganz Europa mache. Wenn er dann nach seiner Rückkehr mich seiner noch würdig findet, so würde ich ihm die Hand reichen. Ich wüßte gewiß, einen verliebten und treuen Gatten zu besitzen.

*

Auch die Zeit ist ein wertvolles Instrument, um

unsrer Wahl Wert zu verleihen. Sie ist einer der besten Probirsteine zur Unterscheidung der lauen von der feurigen Leidenschaft, des erotischen Triebes von der wahren Liebe. Es ist ein alter und von der allgemeinen Wissenschaft bestätigter Beweis, daß die Zeit die oberflächlichen Liebeleien abkürzt oder verlöschen macht, die großen Lieben dagegen stärkt und kräftigt.

Die unselige Kürze unseres Lebens, die natürliche Ungeduld aller Liebenden verschwören sich zur Beschleunigung der Heirat. So viel ich indessen weiß und vermag, rate ich Männern und Frauen, sich die heilige Tugend der Geduld zu eigen zu machen. Ich bitte und bitte abermals die Frauen, die in Sachen der Liebe, so sagt ja das Volk, mehr „Männer" sind als wir, der Taktik von Fabius dem Zauderer zu folgen. — Warten, warten und abermals warten! Es handelt sich um einen Augenblick der schwerwiegendsten und bedenklichsten Folgen unseres Lebens; ein Monat mehr kann nur die Würde der Wahl und die Gewähr für das Leben verstärken. Der Honigmond strahlt um so länger an unserem Horizonte, je länger wir ihn mit der Poesie der Sehnsucht und mit dem Ideal der Hoffnung im Herzen erwarten.

Drittes Kapitel.

Alter und Gesundheit.

Wäre der Mensch nur ein zeugendes Tier, so wäre das Problem des heiratsfähigen Alters ein sehr einfaches und mit folgendem Dogma gelöst:

So lange Mann und Frau die Fackel des Lebens zu entfachen vermögen, so lange sind sie heiratsfähig.

Das will mit anderen Worten sagen: der Mann darf vom sechzehnten bis zum sechzigsten und in Ausnahmefällen bis zum siebenzigsten und achtzigsten Jahre heiraten. Und umgekehrt darf eine Frau von ihrem vierzehnten bis zum fünfundvierzigsten Jahre einen Mann nehmen.

Der Mensch aber ist nicht nur ein zeugendes, sondern auch ein denkendes und vernünftiges, ein fühlendes, chicanöses, Trugschlüsse machendes Wesen, eine politische, kaufmännische und religiöse Bestie, ein Ge-

schöpf, das sich Bremsen zur Aufhaltung der heiligen Trunkenheit seines galoppirenden Verfalls fertigt, Scheinweisheiten zur Verschleierung der Wahrheit und Krücken, um seine Riesen zu Rhachitikern zu gestalten; das Lügen zu seiner eigenen Unterhaltung sagt, kurz der geschickteste und geistreichste Stümper der gesamten Planetenwelt.

Dieser seiner kostbaren Tugenden wegen steht die Altersfrage als eines der verwickeltsten Rätsel vor dem Menschen, wenn er sich aus den Evastöchtern eine mit den Worten zu wählen wünscht: „Willst Du mir Deine Hand reichen, damit wir gemeinsam ein wenig Zukunft fabriziren?"

*

Die anderen, besten Elemente vorausgesetzt, würde das Ideal einer vollendeten Ehe in Hinsicht auf das Alter folgendes sein:

Der Gatte zählt fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahre. Die Gattin ist achtzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt.

Der Mann soll immer fünf bis zehn Jahre mehr haben als die Frau und zwar aus sehr vielen Gründen, von denen der entscheidendste ist, daß der Mann später altert als die Frau und seine erzeugende Kraft länger bewahrt als jene.

Er muß auch der Lehrmeister seiner Frau in der Liebe sein. Die Unkenntnis der Frucht vom Baume des Guten und des Bösen ist wohl die begehrenswerteste unter sämtlichen Tugenden der Braut; sie scheint der das Weib in unseren Augen zur Gottheit machende jungfräuliche Duft zu sein. Die Unkenntnis des Mannes dagegen ist ein lächerliches und gefährliches Laster; was auch immer die puritanischen Moralisten sagen mögen, jene Esel von Moralisten haben dennoch recht, die da sagen, daß die Unschuld des Mannes eine beständige und heuchlerische Verletzung der Naturgesetze ist.

Vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren kennt der Mann, falls er nicht gerade ein „geborener Wollüstling" ist, herzlich wenig von der weiblichen Gesellschaft oder nur deren verwerflicheren Teil. Er kann mit seiner Wahl herzlich schlecht anlaufen.

Und auch physisch gesprochen, sind die Früchte zu frühzeitiger Heiraten schwach und den anderen nachstehend. Die Statistiken aller Länder können es beweisen, daß die Kinder zu jugendlicher Erzeuger zahlreicher sterben oder öfter erkranken als die der anderen. Die zu jugendlichen Ehegatten zeigen gewöhnlich auch eine sehr bedenkliche Schwäche: ihre Liebe geht in dem zu ungestümen Rausch der Sinne unter.

Haben die Männer dann auch noch das Unglück,

in ihrer Genossin viel entzündbares Material vorzufinden, so entsteht ein erotisches, auf die Dauer unerträgliches Regime; daher die endlosen Enttäuschungen, das Mißtrauen und die Wahnvorstellungen.

Ist aber der Mann ein Kenner der Liebe, so mißt er von Anfang an mit einem nie trügenden Galvanometer die sinnlichen Fähigkeiten der Frau ab und versteht es schnell, die beiderseitigen Naturen in Einklang zu bringen.

Die einfachsten, die physischsten sowie die verwickeltsten und metaphysischsten Probleme dürfen nie das Grundgesetz vergessen machen, daß die Harmonie und das Glück aus dem Accorde zweier verschiedener Instrumente herauswachsen und daß ein Accord stets vorhanden sein muß.

Man achte ja auf die Abweichungen vom richtigen Tone! Wenn in einem Orchester zwei Instrumente nicht die gleiche Note spielen, wenn das eine zu sehr eilt und das andere zu gemächlich nachhinkt, so ist das Uebel nicht allzugroß: es bringt höchstens eine häßliche Grimasse auf Stirn, Nase und Lippen der wenigen Musikverständigen hervor. Häufig verbirgt und begräbt auch die Woge der allgemeinen Harmonie den Mißton.

In der Ehe dagegen fügt die geringste Dishar-

monie gleich eine Herzenswunde den beiden Geschöpfen zu, welche sich die Hand zu einem glücklichen Bunde gereicht hatten. Und von der ersten Wunde bleibt eine Narbe zurück, die wie bei den Veteranen ein Barometer für den geringsten Luftwechsel, für Feuchtigkeit und mit Elektrizität geladene Atmosphäre bildet. Und die ungeschickte Hand, in der Sucht alles gut machen zu wollen, reißt die Narbe auf und verwandelt sie in eine stets schmerzende, nie heilende Wunde.

O Männer, o Frauen, studiret Tag und Nacht den Contrapunkt, die Harmonien und Melodien der Herzen, Körper und Seelen, wenn ihr im Garten des Lebens die gesegnete, wohlriechende Rose des Eheglückes pflücken wollt!

Den idealen Einklang der Zahlen ausgenommen, welchen uns die schöne Ziffer zweier blühender und duftender junger Leute zeigt, machen alle anderen noch möglichen Kombinationen durch ein Anwachsen von Gefahren und Zufälligkeiten die Uebereinstimmung der Herzen und Körper weit schwieriger:

„Zwei gleich reife Geschöpfe."

„Zwei alte Leute."

„Ein reifer oder alter Mann und ein junges Mädchen."

„Ein Jüngling und eine reife oder alte Frau."

Alltäglich sehen wir nach der einen oder der andern arithmetischen Formel zusammengethane Paare an uns vorübergehen. Man sieht, wie ihre Zahlen sie drücken und auf das menschliche Glück einen fürchterlichen Einfluß ausüben. Sehen wir uns daher ein wenig eine Formel nach der andern an.

*

„Mann reif — Weib reif.“

Diese Kombination ist eine der günstigsten und von Gefahren und schmerzlichen Ueberraschungen fast völlig freie. Steigt man mit ihr zwar nur selten gleich in den Olymp der Liebestrunkenheit hinauf, so sind doch auch die Schiffbrüche und Ueberschwemmungen selten. Die Fahrt führt fast stets über einen ruhigen See in sicherem Schifflein mit dem gesunden Verstand als besten Steuermann am Ruder.

Vielfach handelt es sich hierbei um eine alte, durch unübersteigbare Hindernisse unterbrochene Liebe, welche später durch irgend einen glücklichen Zufall aus dem Wege geräumt worden sind. Die zwei Jugendgeliebten haben sich plötzlich frei und unabhängig gesehen und durch einen einzigen Blick konnten sie ein heiteres Panorama teurer Erscheinungen heraufzaubern, welche schon seit geraumer Zeit in

jenem, alles begrabenden und verzehrenden Abgrunde geschlummert hatten.

„Erinnerst Du Dich noch, Liebste . . . ?“

„O, wie gut erinnere ich mich noch . . . ! Ich sehe Dich noch immer an jenem Sonntage am Fenster stehen, als Du mir, nachdem Du mich oft beobachtet hattest, einen ersten Kuß über die Straße sandtest, während ich mich hinter den Windenranken der Terrasse gut versteckt glaubte.“

„Richtig! Und dieser Kuß war der Beginn einer langen Idylle, die einem Zauber gleich aus den Nebeln der Vergangenheit wieder vor mir auftaucht . . .“

Und Erinnerung reiht sich an Erinnerung, eine ganze Welt thut sich lebendig und sprechend vor ihnen auf; alles erscheint rosiger, schöner und großartiger, als es in Wirklichkeit gewesen war, durch die Arbeit der Phantasie, der ersten aller Koloristen, und die stets optimistische Erinnerung vergoldet uns jenes ferne Land.

Unsere beiden Gealterten haben schon manch Fältchen im Antlitz, und zwischen ihren Haaren schimmert bereits manch silbernes Fädchen; aber sie sehen sich, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen sind. Wenn auch das Verlangen träge geworden, ein Druck der Hand nicht mehr das Herz in Wallung bringt, wenn auch

keine berauschenden Träume mehr des Nachts den Frieden der Sinne stören, so verbreitet sich doch ein Duft liebewarmer Freundschaft um sie her, welche sie Tag für Tag einander mehr nähert und die fast allstündlich der Liebe immer ähnlicher wird.

Sie haben sich so viele gemeinsame Erinnerungen, sie haben sich zwanzig Jahre des Lebens zu erzählen. Und einer berichtet dem andern von den fröhlichen und trüben Ereignissen; sie tauschen sie wechselseitig aus, als ob sie wirklich von jeher ein gemeinsames Leben geführt hätten. Ist auf diese Weise das Mein Dein und später das Unsere geworden ohne alle Erklärungen und ohne alles Erzittern, so kommt bald der glückliche Tag, an welchem auch ohne Beendigung des Antrages und ohne die Punkte über dem „i“ die rechten Hände sich zu einem festen Drucke vereinigen und die Lippen nach einem fragenden und einem antwortenden Seufzer sich finden:

„Und Du wolltest wirklich . . . ?“

„Warum nicht?“

Und das „Warum nicht“ wird übermorgen ein „Darum ja“: Mann und Weib heiraten sich. In dieser Heirat gibt es selten Erschütterungen, Zusammenstöße oder Entgleisungen. Mann und Frau leben glücklich im Hafen der ruhigen und sicheren Glückseligkeit.

Ich gedenke stets mit Rührung zweier solchen Ehen, derjenigen Stuart Mills und Hillebrands.

Diese heiteren, ruhigen Ehen können des Kindersegens entbehren; doch kommt er zur Weihe des Hauses, so trägt er einen Frühlingsduft hinein, der die beiden glücklichen Sterblichen abermals verjüngt.

*

„Zwei Alte.“

Fügt man einige Zehner an Jahren der vorstehend betrachteten arithmetischen Zusammenstellung hinzu, so erhält man eine noch niedrigere Temperatur; aber auch die das Glück zweier Menschen gefährdenden Umstände verringern sich, wo es sich um ein Paar Leute handelt, die sich um die Lächerlichkeit und das Vorurteil nicht scheren und eine alte Freundschaft auf dem „Altare“ der Ehe opfern wollen.

Ich sage nicht „Altar“ als bloße Redensart noch, um der religiösen Ehe zu huldigen. Ich bin tief davon überzeugt, daß die Vereinigung von Mann und Frau, als eine rein körperliche oder kapitalistische Verbindung gedacht, eine Gotteslästerung bedeutet. Ein Altar muß es sein, auf welchem sich die beiden Ehegatten Treue schwören, sei er nun derjenige Christi oder ein idealer, derjenige von Moses oder Mohammed, der Poesie oder der Religion.

Zwei greise Leute reichen sich in der Mehrzahl nur die Hand zum ehelichen Bunde, um ein altes, heimliches Liebesverhältnis zu sanktioniren oder ihren Kindern eine vom Gesetz verlangte Stellung zu verschaffen. Diese Ehen sind Ausbesserungsheiraten; sie sind Korrekturen von seit vielen Jahren vergessenen und unberichtigt gebliebenen Druckbogen. Sie verdienen unsern Beifall und gehören zu den guten Handlungen, von denen Christus sagt, daß sie nach ihrer Vollbringung noch in der letzten Stunde den Tod weniger hart, uns das Sterben leicht und uns je nach dem unsere Seele erleuchtenden Glauben bereit machen zur Abfahrt mit dem Zuge nach dem ewigen Schweigen und nach dem goldenen Thron des christlichen Paradieses.

In der Ehe zweier sich liebender alter Leute ist die Liebe nicht mehr eine berauschende Blume, sondern eine durch eine geschlechtliche Sympathie leicht vergoldete Freundschaft, die länger anhält als die Erzeugungsfähigkeit.

Es gibt aber auch glückliche, allerdings sehr seltene Umstände, unter denen zwei alte Gatten in ihrem Garten noch saftige Früchte großziehen. Sie verbergen sie allerdings eifersüchtig, sie schämen sich und erröten darob wie über eine heimlich begangene Sünde.

Ich bin überzeugt, daß mehr als ein weißes Haupt beim Lesen dieser Seiten erröten wird, und wenn sich ein zweites, ebenfalls weißes und verehrtes Haupt neben dem andern befinden sollte, so wird das erste dem zweiten das Buch in die Hände geben; dieses wird das Buch unter gleichem Erröten dem andern zurückreichen und vielleicht mit gut geheuchelter Entrüstung ausrufen:

„**Mauvais sujet!**"

Und der Genosse:

„Wer? Der Verfasser oder ich?"

„Alle beide!"

*

„Ein reifer oder alter Mann und ein junges Mädchen."

Die Theorie, die Hygiene und die Logik verkünden einträchtig die die Kraft eines Dogmas besitzende Wahrheit, daß ein gealterter Mann nicht ein junges Mädchen heiraten dürfe. Die Praxis zeigt uns jedoch täglich die Möglichkeit nachstehender Kombinationen:

40 ♂ + 20 ♀
50 ♂ + 18 ♀
60 ♂ + 30 ♀
60 ♂ + 15 ♀



70 ♂ + 30 ♀
70 ♂ + 20 ♀
80 ♂ + 40 ♀
80 ♂ + 30 ♀
80 ♂ + 15 oder 18 ♀

Alle diese Formeln sind kalt und genau wie die Ziffern, aber sie offenbaren uns eine fürchterliche Zunahme von Abgründen und Sintfluten, das Skelett einer wahren Hölle; sie bezeichnen die Wandelgänge einer noch fürchterlicheren Unterwelt, als es die Dantesche ist.

Wie viele Thränen und wie viel Blut benetzen nicht den Scheideweg dieser Zahlen! Welch tiefer und geheim gehaltener Groll, wie viele im Schweigen der Nacht ausgebrütete und am hellen Lichte des Tages vollbrachte Racheakte, wie viel mit grausamer Kunst ausgeheckter Verrat, wie viel Reue und wie viele Verbrechen, wie viel Schlamm und wie viel Galle, wie viele Foltern und welche Qualen stehen nicht zwischen diesen schweigenden und kalten Ziffern geschrieben!

Und doch finden wir neben dieser Hölle wie lachende Oasen inmitten der Wüste noch ein seltenes und vollständiges Glück wie vielleicht kein anderes.

Es gibt zum Beispiel Ehen, deren Formel 60 + 30 und auch 50 + 18 lautet. Diese Ehen sind wahre

Eden der Seligkeit; ihnen fehlen weder die schönsten und duftendsten Frühlingsblüten noch die sanften Zärtlichkeiten der Verliebtheit, weder der horizontlose Rundblick noch die schmerzlosen Seufzer, weder die wortlosen Zwiegespräche noch die unaufzählbaren Süßigkeiten des Lebens zu zweien. Auch umhüllt sie derselbe Duft, der stets die heiligen Gegenstände umschwebt.

Aber warum finden wir zwischen diesen stummen und gefühllosen Zahlen niemals die äußersten Grenzen der menschlichen Seligkeit und des menschlichen Unglücks, warum müssen wir neben der Gemeinheit das edelste Opfer erblicken, warum, wie von einem boshaften Fatum gleichsam grausam und ironisch in sie verflochten alle menschlichen Tiefen und gleichzeitig die höchsten Ideale? Warum sehen wir zwischen ihnen gleichzeitig Engel und Teufel im tollen Ringelreigen umhertanzen?

Aus einem sehr einfachen Grunde.

Weil das Glück der Ehe zwischen einem alten Manne und einem jungen Mädchen nichts weiter ist als ein schwankendes Fahrzeug, das im Gleichgewicht zu erhalten schwierig und wenigen nur gegeben ist. Wer aber dieses Gleichgewicht zu bewahren versteht, der empfindet das berauschende Gefühl, auf einem der höchsten aller Berge zu stehen.

Alle marschiren; wenige nur machen den Totensprung in die Abgründe. Alle erklettern einen Hügel aber nur wenige haben den Fuß auf die Spitze des Montblanc gesetzt. Doch die sich durch einen Absturz nicht den Hals gebrochen haben oder in die Spalten der Gletscher fallen und die erhabensten und gefährlichsten Spitzen der Alpen ersteigen, empfinden starke, bezaubernde, sie stolz und glücklich machende Gemütserregungen.

Alle größten und kleinsten und mittelsten Rätsel des Lebens schließen, eines wie das andere, das Dilemma ein:

„Wage ich es, oder wage ich es nicht?“

Der Rubikon wird entweder eine geschichtliche Wahrheit, eine Sage oder ein Roman sein

Ich überlasse die Entscheidung den Geschichtsforschern; aber jedes zur praktischen Erprobung des Glückes aufgestellte Problem hat seinen eigenen Rubikon vor sich, der allen Halt gebietet.

Die einen kehren um.

Die anderen springen.

Die meisten aber bleiben ihr Leben lang auf einem Ufer, sehen den anderen zu und kratzen sich den Kopf.

Wenn die vierziger Jahre kommen, machen alle

Junggesellen und Witwer am Rubikon der Ehe Halt und sagen:

„Ueberschreite ich ihn oder lasse ich es?“

Die meisten warten mit ihrer Entscheidung so lange, bis sich die vierzig in eine fünfzig oder gar sechzig verwandeln. Die Beine werden inzwischen vom langen Stehen immer schwächer, der Fluß tritt in Folge von Ueberschwemmungen und vielen herbstlichen Regengüssen aus seinen Ufern. Und auf diese Weise wird das Rätsel dadurch gelöst, daß es ungelöst bleibt.

Andere dagegen rufen nach kurzer, aber energischer Ueberlegung:

„Nein, ich bleibe hier.“

Und die einen wie die anderen thun wohl daran Denn so wenig auch das Kalkül der Wahrscheinlichkeit auf die moralischen Probleme anwendbar ist, so lehrt es uns dennoch, daß die doppelgeleisige Kombination zwischen einem Alten und einer Jungen ein zerbrechliches Ding ist, daß sie sich leicht zersetzt und beim geringsten Stoße wie das Quecksilber, Stickstoffchlor und die ganze endlose Reihe von Sprengstoffen mit einem Knall explodirt und ein Unglück herbeiführt, häufig auch eine faulig riechende Auflösung.

Es gibt aber auch den und jenen, welcher sich nicht den Kopf kratzt, sondern entschlossen ansetzt und springt.

Es ist das ein schwieriger und gefährlicher Sprung, und nur wenige erreichen das gegenüberliegende Ufer mit heilen Beinen. Die meisten dieser Furchtlosen fallen in den Fluß, dessen tosende, wirbelnde Wasser sie schnell verschlingen. Andere geraten direkt in den Schlamm, versinken in ihm bis zum Bauche und können sich nicht mehr herausarbeiten. Alle lachen über sie, und sie verzweifeln an sich selbst.

*

In jenem Garten von Gethsemane, in welchem alle Menschen den Becher des Zweifels trinken, in diesem Garten des Zweifels, aus welchem wir mit einem „Ja" oder mit einem „Nein" treten müssen, um rechts oder links zu gehen, ohne jedoch zu wissen, welcher Weg zur Glückseligkeit und welcher zur Verdammnis führt, in diesem Garten, sage ich, möge mein kleines Buch als Führer bei der Lösung eines der schwierigsten Rätsel der Ehe dienen.

Und ich, der ich mir dieses Ratgeberrecht anmaße, natürlich nur dem gegenüber, der beraten sein will, möchte mit lauter Stimme meinen organischen, grundlegenden Rat erteilen, auf welchen sich alle die anderen geringeren Ratschläge stützen müssen.

Die Ehe zwischen einem gealterten Manne und einer noch jungen Dame kann zum Glück führen,

wenn sie beiderseits von der Liebe eingegeben wurde.

Weniger sicher schon führt sie zum gleichen Ziel, wenn nur den einen Teil wahre Liebe zum Altar treibt.

Dagegen führt sie unausbleiblich zum Unglück und zum Ruin, wenn der Mann sich durch den sinnlichen Trieb, das Weib sich durch den Durst nach Reichtum oder gesellschaftlicher Stellung bethören läßt.

Dieser dritte Fall aber ist der alltäglichste. Mit einem Worte ist jetzt erklärt, warum diese fürchterlichen arithmetischen Möglichkeiten von häuslichem Unfrieden, von Hörneraufsetzen und, sagen wir es frei heraus, von Verbrechen strotzen, welche das Gesetzbuch nicht erwägt.

*

Ich höre an dieser Stelle des Buches einen boshaften Leser lächelnd mir sagen, man müsse mich zu den Verrückten sperren, welche das Problem der Quadratur des Zirkels oder des perpetuum mobile gelöst zu haben glauben. „Du, Mantegazza, behauptest, die Ehe zwischen einem betagten Manne und einem jungen Weibe kann nur zum Glücke ausschlagen, wenn wirkliche Herzensliebe auf beiden Seiten zu finden ist? Das ist wohl nur ein häßlicher Scherz! Mit derselben Ernsthaftigkeit könntest Du mir versichern, man kann

einen Spatz dadurch fangen, daß man ihm Salz auf den Schwanz streut! Wie und wann kann ein junges, frühlingsgleich duftendes Mädchen, welches mit Augen, Mund und Nasenflügeln, mit allen Sinnen nach jungem Ehe- und Mutterglück sucht, einen Mann lieben und sich wünschen, der schon den Berg des Alters wieder hinabsteigt und zwischen Rheumatismus und Katarrh, zwischen Dispepsie und Husten seinem jungen Weibe nur geringe Beweise seiner unzüchtig sich offenbarenden Liebe geben kann?"

Nein, boshafter Leser, ich habe nicht gescherzt, sondern unlösbar scheinende Rätsel lösen wollen. Ich glaube aufrichtig, daß eine jugendliche Dame einen Alten lieben kann, natürlich muß er noch ein Mann und noch immer schön sein. Denn das kräftige, blühende und muntere Alter hat seine eigenen Schönheiten; wenn ihm auch manches fehlt, so besitzt es doch noch sehr reiche Hilfsquellen und sehr zarte Tugenden, welche der junge Mann nicht sein Eigen nennen kann.

Die Liebe ferner verfügt über so viele verschiedene Formen und wird von so vielen wesentlich verschiedenen Elementen gebildet, daß sie auch für ein greises Haupt zu erbeben und zu entbrennen vermag. Spricht nicht die letzte Liebe Goethes dafür, und umringen sie

nicht im Chor so viele warme und treue, von hervorragenden Männern in der Politik, den Künsten, in der Literatur und Wissenschaft jungen Mädchen eingeflößte Leidenschaften?

Dieser Liebe fehlt natürlich die Sinnesglut und muß ihr fehlen; dafür empfindet sie Verehrung, Zärtlichkeit, häufig auch ein sanftes Mitleid, welches Gefühl ja stets im Herzen der Frau den ersten Platz einnimmt.

Die Jünglinge sind häufig sehr schlechte Ehemänner, denn sie verlangen in ihrem Uebermute, daß ihnen die Liebe wie ein ihrer männlichen Schönheit, ihrer frischen Kraft dargebrachter Tribut zu Füßen gelegt werden solle. Sie beanspruchen das Recht auf Liebe ihrer selbst wegen, auch wenn sie den Gegenwert einer erfüllten Pflicht nicht auszahlen wollen.

Der Gealterte dagegen fühlt die eigene Schwäche; er erbittet sich die Liebe wie eine Gnade und dankt ihr in jeder Minute und in jeder Stunde mit einer unerschöpflichen, von Herzen kommenden Erkenntlichkeit. Er weiß, wie wenig man ihm schuldet, und er begnügt sich mit einem Lächeln, einer Liebkosung, einem Kusse, und alles das verdoppelt und verhundertfacht er durch seine unendliche Dankbarkeit. Er hütet seine Liebe wie einen Schatz, der ihm von einem Augenblick zum

anderen gestohlen werden kann. Er verteidigt sie mit allen seinen Kräften, er schließt sie in sein Tabernakel und betet sie wie einen Gott an. Und seine Lebensgefährtin lebt der ruhigen Sicherheit, nie gleich anderen Frauen verraten zu werden.

*

Sollen diese Verbindungen aber wirklich von der Glückseligkeit gesegnet werden, so müssen Mann und Frau „gentiluomini“ sein, das heißt ehrenhafte Menschen, welche den beschworenen Vertrag aus freien Stücken eingegangen sind, ohne Hintergedanken und Klauseln, Menschen, die sich mit dem Aktivum begnügen und auf das Passivum Verzicht leisten wollen.

Der alte Herr muß sich vor dem unheimlichen „Ja“ die eigene Bilanz vorgelegt, ja muß das Passivum übertrieben und das Aktivum verringert haben. Man muß sich über alles klar ausgesprochen und darf selbst die „i“-Pünktchen nicht vergessen haben.

Ich erinnere mich eines schrecklichen Falles häuslichen Unglückes. Man hatte ebenfalls nicht von dem i-Pünktchen sprechen wollen.

Ein reicher Marchese mit einem berühmten Namen wollte sein Greisenalter mit den Rosen des Ehebettes bekränzen und wählte ein junges, frisches, liebes Mäd-

chen zur Frau. Unschuldig war sie auch, sie hatte von dem X der Liebe keine blasse Ahnung.

Der Marchese sagte ihr, er könnte ihr nur ein Bruder sein, sie dürfe niemals auf die Freuden der Liebe von seiner Seite rechnen. Er würde ihr ein hingebender Gesellschafter sein und sie mit allen Annehmlichkeiten des Reichtums umgeben. Darüber hinaus dürfte sie indessen nichts verlangen. Hier muß bemerkt werden, daß er, wie alle wußten, selbst als Jüngling niemals ein „Mann“ gewesen ist.

Dem jungen Mädchen gefiel das alles, denn sie verstand nichts.

Die ersten Monate verliefen ohne Zwischenfall; ein kühner und genialer Jüngling jedoch machte es sich zur Aufgabe, der jungen Marquise das X der Ehe zu lehren, und er lehrte es sie so gründlich, daß sie ein Kind gebar.

Der Gatte war edelmütig genug, seiner Gemahlin zu verzeihen. Er nahm alle Schuld auf sich und versprach, das Kind zum Erben seines eigenen Vermögens einzusetzen; seinen Namen jedoch konnte er ihm nicht geben, weil seine eigene Unfähigkeit zur Lösung jenes X zu offenkundig vor aller Welt war. Die Verzeihung war eine so aufrichtige und edle, daß dem ersten Kinde bald ein zweites folgte. Ob der Herr Marchese trotz-

dem sehr glücklich war und keine Reue über seine Ehe fühlte, wage ich nicht zu behaupten.

Kurz, ich empfehle mich Ihnen. Wenn ihr eurer Verlobten eure finanzielle Lage schildert, vergeßt nicht, darauf zu achten, daß jedes „i" sein Pünktchen hat, noch besser gleich zwei.

*

Die unsrer augenblicklichen Beurteilung unterliegenden Ehen kommen viel häufiger vor, als man glaubt und die glücklichen Fälle sind weit weniger selten als die Theorie uns glauben lassen will, denn das Weib ist im Punkte der Liebe weit idealistischer veranlagt; während wir vor allem auf Schönheit und Sinnlichkeit sehen, sucht sie nach anderen Elementen einer höheren Ordnung und wägt sie mit dem Herzen einer Künstlerin und der Gestaltungskraft einer Dichterin ab.

Die Liebe eines Mannes zu einer berühmten, aber häßlichen Frau ist eine noch seltenere Erscheinung als eine weiße Fliege. Die Liebe eines jungen Mädchens zu einem betagten großen Manne dagegen gehört zu den alltäglichen Dingen und genügt bereits, um das weibliche Geschlecht zu ehren.

Der gereifte Mann hat eben seiner jungen Frau

andere Dinge zu bieten. Er besitzt Reichtum, eine hohe Stellung und kann so manchen Ehrgeiz befriedigen; er verfügt über eine ganze Welt erhabener, angenehmer und guter Dinge, um sie der Frau zu Füßen legen und sagen zu können:

„Alles das gehört Dir gegen ein ganz klein wenig Liebe!“

Ich verstehe sehr wohl, daß so etwas gleichzeitig ein internationaler Tauschverkehr sein kann, der sich weit genug von der Liebe entfernt, um sich bereits dem Handel zu nähern. Aber auch die heiligen Bücher wenden häufig ohne Erröten das Wort vom fleischlichen Handel an. Und warum sollte bei einer Heirat nicht auch ein bißchen Geschäftliches unterlaufen? Wenn nur die Bilanz nicht zu sehr nach einer Seite neigt, wenn nur kein Betrug beim Tauschen im Spiele ist, wenn mit einem Worte der das Für und Gegen Abwiegende ein ehrenhafter Mensch ist, so können auch solche Ehen glückliche sein.

*

Wenn ein Mann eine viel jüngere Frau ehelicht, so lächelt das Publikum boshaft und erhebt den Finger, als wolle es die Jettatura bannen und dem Kühnen zu verstehen geben, daß ihn der „Minotauros“ erwartet.

Auch damit schneidet die Menge mit einem brutalen und bestialischen Säbelhieb nicht einen, sondern hundert gordische Knoten durch.

Das junge Mädchen begreift augenblicklich, daß das Alter des Gemahls ihr als eine brauchbare Entschuldigung für alle noch zu machenden Fehltritte dienen wird. Aber Hand auf das Herz! Blickt umher und sagt mir, ob das Hörneraufsetzen nicht auch in den Ehen zwischen jungen Leuten vorkommt!

Die Hörner wachsen in jedem Klima, vor allem aber dort, wo die Frau keine Achtung vor dem eigenen Gefährten fühlt, denn der geschickteste Sämann und Züchter dieser Art Pflanzen ist immer der Ehemann selbst.

Ich bin von dieser Wahrheit vollständig überzeugt. Wäre eine Statistik des Hörneraufsetzens möglich, so würden die Ehen zwischen jungen Leuten zweifellos die höchsten Ziffern aufweisen. Denn auch sie schließen Handelsverträge ab, auch sie tauschen bei ihren Heiraten Geld und Titel aus.

Wenn ihr mit grauen Haaren noch den Mut zur Heirat habt, so studirt zunächst den Charakter der Erwählten. Ist sie eine „gentildonna“, so braucht ihr einen Verrat weit weniger zu fürchten als wenn ihr noch jung gewesen wäret. Sie ist stolz auf sich

selbst, und freiwillig will sie keine Sünde begehen, welche ihr die Welt allerdings nachsehen würde; denn auch der Frau gefallen die schwierigen Dinge, die heldenhaften Unternehmungen. In ihrem Herzen wird er stets klingen, oder sie wird ihn ihren Versuchern in das Gesicht schleudern, den erhabenen Wahlspruch: „Adel verpflichtet!“

*

Ich komme zum Schluß:

Wenn ihr mit weißen Haaren noch den Mut habt, in euer Leben braunes oder blondes, von Jugendfülle strotzendes Haar zu flechten, so stellt euch nackt vor den Spiegel eures Schlafzimmers und betrachtet euch lange; noch länger aber weilet vor dem Spiegel eures Gewissens, der euch unerbittlich richten wird.

Zieht die Bilanz eures physischen „Ich“, eures moralischen und intellektuellen „Mich“; überlegt, ob ihr noch ein „möglicher“ Mann seid, ein schöner und kräftiger, und ob ihr ein junges Mädchen gefunden habt, welches mehr Engel als Weib, mehr Frau als Weib ist. Fallen alle Antworten befriedigend aus, so bietet der Erkorenen ohne Furcht vor großen Gewissensbissen und Irrtümern eure Hand an. Und sterbend werdet ihr sagen können:

„Die letzten Jahre meines Lebens sind die schönsten gewesen. In meiner Jugend habe ich hundert Frauen gehabt, in meinem Alter nur eine einzige, aber diese eine wog alle die hundert auf. Diese Frau war die Segnung meines Lebens."

*

„Ein Jüngling und eine alte Frau."

Kein anderes Mißverhältnis des Alters zwischen Mann und Frau überrascht und stößt uns so sehr ab, als wenn man einen jungen Mann eine alte Frau heiraten sieht.

Der Kern einer großen, aus den Eingeweiden der Natur selbst sich herausschälenden Wahrheit liegt diesem unserem Widerwillen zu Grunde.

Ein Mann kann auch mit achtzig Jahren noch ein Mann sein. Ich muß immer lächeln, wenn ich mich jener Dame erinnere, die sich über die ein wenig ausschweifenden Anforderungen ihres siebenzigjährigen Gemahls beklagte. Jeder wird noch wissen, daß die Männlichkeit von Fontenelle und Richelieu erst mit deren Tode, bei dem einen im hundertsten, dem andern im achtzigsten Jahre erlosch.

Die Frau dagegen ist nach dem fünfundvierzigsten, spätestens nach dem fünfzigsten Lebensjahre nicht mehr

Frau, ihre Erzeugungskraft ist aufgehoben. Eine Heirat zwischen einem jungen Manne und einer betagten Frau handelt also den Naturgesetzen weit mehr zuwider als diejenige eines alten Mannes und eines jungen Mädchens. Dieser kann eine Nachkommenschaft haben, der andere nicht.

Die Veranlassungen zu einer solchen Ehe gehören zu den verwerflichsten aller das moralische Gefühl beleidigenden.

Wir sehen auf der einen Seite die Lüsternheit, auf der anderen den Goldburst. Der Mann prostituirt sich, eine solche Ehe bildet die erbärmlichste, gemeinste Form des Handels mit Liebe.

Der Mann, der seine Jugend und seine Männlichkeit gegen Geld verkauft, und ein Weib, welches kein Recht auf Liebe mehr hat und sie sich wie eine Ware erkauft, sich den Trieb der Wollust von einem Manne befriedigen läßt, den sie mehr als jede andere verabscheuen müßte, wie verächtlich sind nicht beide! Ein Markt der Schamlosigkeit und Gemeinheit ist es, Gold wird aufgefischt in einem Schlamme, der die Hände, das Gewissen und alles beschmutzt, was mit ihm in Berührung kommt.

Zur Ehre der Menschheit kommen diese Ehen indessen sehr selten vor. Wer verkauft und einkauft,

begnügt sich meistens mit einem heimlichen Konkubinat und verbirgt die Sünde zwischen den dichten Falten unserer modernen Heuchelei.

„Ein Ausgehaltener will ich sein, ja, ein Gatte nicht!"

Die Frau dagegen möchte stets geheiratet sein, weil sie es stolz aller Welt ins Gesicht rufen will, daß sie trotz ihrer vielen Jahre und sehr vielen Runzeln, dem Schiffbruche ihrer körperlichen Formen noch einen sie glücklich machenden Bett- und Tischgenossen gefunden hat.

Der Mann dagegen versteckt sich hinter der Scham, die auch dem erbärmlichsten Verbrecher fast niemals abgeht; er verbirgt seine Schande zwischen dem Dunkel eines heimlichen Konkubinats und hofft so, sich die Achtung der Menschen und die im Schweiße seines Angesichts erworbenen Thaler erhalten zu können.

Ich will bei diesem Punkte nicht länger verweilen, denn ich hoffe, die jungen Männer alter Frauen werden dieses Buch nie lesen, welches sie mit ihren unsauberen Händen nur beschmutzen würden, und weil ich mich der lieben Hoffnung hingebe, daß sie nur Analphabeten sein können.

*

Ehe ich diese schmutzige Wäsche lasse, will ich doch noch aus Liebe zur Wahrheit sagen, daß die alte und neue Geschichte einige seltene Fälle von Verbindungen alter Frauen mit jungen Männern registriren, bei welchen Sinnlichkeit und Golddurst nicht die geringste Rolle gespielt haben. Es handelt sich um geistige Vereinigungen zweier Geschöpfe, welche Uebereinstimmung der Seelen, die Sympathie der Herzen und Gedanken, die Harmonie der Geschmacksrichtungen und das Bündnis menschlicher Vorhaben zu stande brachten, trotzdem ihr zu verschiedenes Alter eher eine Trennung hätte bedingen müssen.

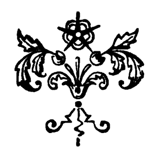
Die Liebe ist eben der größte, mächtigste Wunderfabrikant, der Wunderthäter aller Wunderthäter. Ich selbst kenne in dem engen Kreise meiner Erfahrungen einen jungen Herrn, der ein junges Mädchen niemals ersehnt oder geliebt hat, dagegen die alten Damen verehrt; er heiratet sie nur nicht aus Furcht vor der Lächerlichkeit. Allerdings handelt es sich hier um einen Fall geschlechtlicher Verirrung, den man zum Lesbiertum und zur Sodomie rechnen muß, bei einer im übrigen völlig normalen und regelrecht arbeitenden Gehirnthätigkeit.

Die geistigen Verbindungen dagegen sind physiologische Thatsachen, welche kein einziges Naturrecht

beleidigen; sie müssen als seltene, aber das menschliche Herz adelnde Erscheinungen geachtet und studirt werden.

*

Betreffs der körperlichen Gesundheit des Heiratslustigen und seiner Genossin, verweise ich auf meine „Elemente der Hygiene" und ganz besonders auf die „Hygiene der Liebe", woselbst ich diese Lebensfrage des großen Problems ausführlich erörtert habe.



Viertes Kapitel.

Die physischen Sympathien. — Die Rasse und die Nationalität.

Die Liebe ist die stärkste, unwiderstehlichste und bedenklichste aller Anziehungskräfte. Wenn schon das Potassium zu seiner Verbindung mit dem Sauerstoff diesen aus den Eingeweiden des Wassers zu saugen, ihn zu entzünden versteht und ihn als lebhafte Flamme bis zu seiner Aufzehrung brennen läßt, um wieviel mehr muß nicht ein Mann nach dem ersten auf ein weibliches Wesen geworfenen Blick das Atom empfinden, mit welchem man leider unvermeidlich behufs Wiederentzündung der Lebensfackel rechnen muß.

Es ist kein elektronegatives Molekül mehr, welches das widerstrebende elektropositive Molekül sucht, aufsaugt und verzehrt; vielmehr zieht ein ganzer Organismus, ein ganzer Mikrokosmus einen zweiten Orga-

nismus, einen zweiten Mikrokosmus in den eigenen Wirbel, um fürderhin nur noch mit diesem gemeinsam im Lebens-Kreislaufe zu existiren, wie dort oben in der Höhe zwei Sterne stets zu einer geheimnisvollen und ewigen Ehe vereinigt sind.

Alle Zellengewebe der Epidermis und alle Poren der Haut suchen die Zellengewebe und Poren eines andern Organismus. Die Eingeweide erzittern, die Nerven vibriren, die Gefühle weinen und schluchzen, die Gedanken mit allen Kundgebungen der Seele werden aufrührerisch und suchen die von der Natur zu ihren Brüdern gemachten Eingeweide, Nerven, Leidenschaften und Gedanken.

Nicht ohne Grund wird dieser Augenblick mit dem von den Franzosen überaus treffend erdachten Worte: „coup de foudre“ bezeichnet.

Ein Blitz ist in der That jene gigantische Kraft, welche den Mann dem Weibe nähert, um mit ihm ein einziges Geschöpf zu bilden. Sympathie nennt sich diese Kraft in den unteren Abstufungen, darüber hinaus und höher hinauf heißt sie Liebe.

*

Ich verabscheue die pedantischen Prediger der Vorsicht, so lange dieselbe nichts anderes ist als eine

Entmannung des Körpers und Gedankens. Aber auch ich fühle die Pflicht, allen zu wiederholen:

„Mißtrauet den Blitzschlägen!“

Man wird mir entgegenhalten, gerade so könnte man predigen, man solle nicht an den Hunger, den Durst und die Sonne glauben.

Die Blitzschläge gleichen sich ihrem Aussehen nach sämtlich, aber in ihrem Gehalt weichen sie doch sehr von einander ab. Einige sind unschuldige, viel Licht und starken, betäubenden Donner verbreitende Blitze, aber sie schaden nicht. Sie sind augenblickliche Ausbrüche der Sinne, weiter nichts.

Andere dagegen verbrennen und zerschmettern auf ihrem Wege alles. Vor diesen rettet uns nur der Blitzableiter. Wir sind vom Blitze erschlagen und tot, das heißt vom Kopf bis zu den Füßen von jener Kraft elektrisirt, die ein anderer Körper ausströmt, welcher vielleicht den unsrigen ebenso benötigt wie der unsrige den seinigen.

Ueberlegt also, versucht die neue Leidenschaft im Schmelztiegel der Analyse aufzulösen. Ihr gehört einer andern, und diese gehört euch, wenn der Blitzschlag, wie dieses häufig der Fall ist, ein wechselseitiger war.

*

Die Galvanisirung der Liebe tritt auch in verschiedener Gestaltung auf, außer als Blitz auch in der Form sanfter, langsamer, keine plötzlichen Funken, sondern ein fortgesetztes Sprühen verursachender Ströme.

Zuerst macht sich eine oberflächliche, die Haut berieselnde Sympathie, später ein tieferes Kribbeln bemerkbar, welches sich von der Epidermis auf die Muskeln, Nerven, die Eingeweide überträgt und weiter hinunter wandert, so lange es noch auf etwas Lebendiges trifft. Im Mark der Knochen macht es endlich Halt, weil es nichts weiter zu elektrisiren gibt.

Theoretisch gedacht, müßte diese zweite Form des Verliebtseins hartnäckiger, dauerhafter sein als die erste nach dem allgemeinen Satze von der Gleichheit der Intensität und der Ausdehnung. In der Praxis jedoch sehen wir Mann und Weib mittelst Blitzschlages auf demselben Punkte anlangen wie mittelst fortlaufender Ströme. Das Ganze ist eine Frage der Zeit. Man kann in einem Blitz- oder in einem Omnibuszuge reisen und gelangt dennoch glücklich zum selben Ziel.

Die Liebe ist ein so geschickter und so mächtiger Zauberer, daß er uns mehr als einmal auf den beiden verschiedenen Wegen zu Gefangenen macht. Erst trifft

er uns mit dem Blitze, und dann elektrisirt er uns langsam. Nun aber kann keine menschliche und keine göttliche Macht uns von unserer Leidenschaft heilen. Wir sind nicht mehr Männer, sondern „etwas“; wir sind das „perinde ac cadaver“ der Jesuiten, ein Glied unserer Eroberer.

*

Die bewunderungswürdigen Gesetze der Anziehungskräfte sind uns bekannt, und wir verstehen die anziehenden und die widerstrebenden Atome, welche sich unter dem von den Zahlen bestimmten Regiment gruppiren. Jene anderen, die menschlichen Herzen und Körper aber von einander entfernenden und wieder nähernden Gesetze erratet kaum derjenige, der in dem großen Buche der Psychologie zu lesen versteht, dessen Buchstaben so überaus klein sind, dessen Schrift so geheimnisvoll ist und dessen Seitennummern selbst nicht wiederkehren.

Die Sympathie muß zunächst eine physische, dann eine moralische und schließlich eine intellektuelle sein. Sie muß der großen Hauptstraße folgen, welche vom Weniger zum Mehr, vom Aeußerlichen zum Innerlichen führt.

Selbst die Dummköpfe von Montelupo wissen

bereits, daß die abweichenden Typen sich suchen und lieben. Das Blonde zieht das Braune an und umgekehrt; die mageren und kleinen Mädchen gefallen den Riesen und Kraftmenschen; die zarten Naturen rühren die Bären und so fort. Das Gegensätzliche aber begegnet sich auch in anderen verborgenen und geheimnisvollen Sympathien. Kurz, die Anziehungskraft ist eine sehr große, unwiderstehliche.

Fast scheint es uns ein Wunder, sehen wir eine häßliche Frau von einem schönen Mann und einen häßlichen Kerl von den Frauen mit Eifer begehrt. Angesichts solcher befremdlichen Gegensätze hegen wir sofort die Vermutung, daß hier irgend ein schmutziger Handel, feiler Geldschacher oder buhlerische Gemeinheit vorliegen müsse. Ganz falsch, diese Gegensätze vertragen sich durch die einfache Thatsache der Wahlverwandtschaft, deren Gründe unserer Unwissenheit und unserem Kurzblicke entgehen.

Wenn ihr euch in dem kleinen Kreise eurer Bekanntschaften umsehet, so findet ihr genug von diesen überraschenden nnd bizarren Thatsachen. Ich habe einen Jüngling vor Augen, der einem Sonnengotte gleicht. Er ist mit allem Adel des Blutes, des Geistes und des Geldes ausgestattet; aber gleichgiltig gegen alle Sympathien, die er erweckt, wohin immer er seinen

Fuß setzt, hat er sich in ein kaum Weib zu nennendes Wesen verliebt. Sie ist weder schön noch jung, und tausend andere würden gleichgiltig oder geringschätzig an ihr vorübergehen.

Und noch einen andern jungen Menschen sehe ich bis über die Ohren verliebt in eine weibliche Ruine, deren Splitter und Wurmfraß nicht einmal der überrankende Epheu der Koketterie verbirgt. Jeder feinere Zug an ihr ist vollständig schiffbrüchig geworden. Er hat sie geliebt und liebt sie so sehr, daß er sie soeben noch zu seiner Gattin gemacht hat, nachdem er einige Jahre hindurch ihr Liebhaber gewesen war. Keinerlei Interesse hat diese Verbindung zuwege gebracht.

*

Es trägt zu eurem Glücke, zur Zukunft eurer Heirat wenig bei, ob der Blitz oder der auf euch übergeleitete Strom euch elektrisirt haben, aber sowohl in euch wie in ihr muß eine Sympathie vorhanden sein. Bei der Liebe Gottes und seiner Barmherzigkeit vergeßt dieses nicht, glaubt nicht an die allgemeine, so viele Opfer fordernde Redensart:

„Heiratet, wenn die materiellen Bedingungen, Geburt und Alter euch passen. Die Liebe kommt später!“

Nein, die Liebe kommt nur sehr, sehr selten und zufällig. Es kommen dagegen die gegenseitige Abneigung, die Hörner, die Fälschungen des richtigen Namens eurer Kinder. Es kommt der gesamte blutdürstige Pfuhl, in welchem unsere schöne und tugendhafte moderne Gesellschaft auf und ab trippelt. Wenn bei der ersten Wahl aus Liebe Mann und Weib sich nicht in einem Rausche heiligen Erschreckens einander nähern, wenn ihre Hände sich nicht trunken von der Berührung suchen, wenn der erste Kuß keine Wollust und die erste Umarmung kein Delirium hervorruft, so verzichtet lieber für immer auf die süßen und teuren Seligkeiten des Lebens zu zweien.

*

Die physische Sympathie zwischen Mann und Frau kann zum Paradiese führen, aber der Weg dahin ist lang; wie oft hat man bereits das Ziel verfehlt, noch ehe man die Felder der Leidenschaft und des Gedankens betritt! Logiker sind nur jene Wilden, die sich gegenseitig prüfen, ehe sie sich die Hand zum Bunde reichen und sich je nach dem Ausgange der Probe trennen oder heiraten. Aber wir moralischen, verschämten Leute müssen uns mit einem Erraten begnügen. Wehe dem, der sich irrt!



Glücklicherweise verträgt sich die aus dem bloßen äußeren Anblick eines weiblichen Wesens entstehende Sympathie fast stets mit jener aus dem Accorde der Temperamente strömenden tieferen, und zwar mittelst jener Solidarität, welche auch die verschiedenen Bestandteile eines Organismus zusammenkittet. Aber leider entspricht das Innere dann und wann nicht dem Aeußern, und ein eisiger Mann hat eine feurige Frau oder umgekehrt sich zu eigen gemacht. In vielen Gesetzbüchern ist die „Unverträglichkeit der Charaktere" als genügender Scheidungsgrund vorgesehen, aber ist diese Unverträglichkeit nicht eine weit fruchtbarere Ursache des häuslichen Unfriedens? Die Gesetzgeber und selbst die Theologen haben zeitweilig auch diesen letzten Schleier über dem Neste der Liebe gelüftet. Aber haben sie mit ihren Verdikten oder Gesetzesartikeln zum Glück der Ehe beigetragen oder nicht?

Ich sage nein, weil in den modernen Gesetzbüchern die angeborenen Rechte der beiden Gatten nur auf das, was mit der Frage der Erhaltung der Gattung zusammenhängt, beschränkt sind. Von etwas anderem wird nicht gesprochen, und das ist wohlgethan. Aber sagt jenes andere, noch unveröffentlichte Gesetzbuch, das der Leiter unserer individuellen Aufführung sein soll, wirklich nichts? Lehrt es uns gar nichts? Gibt

es uns nicht einen Führer, nicht einmal einen Fahrplan für fünfzehn Pfennige wie den der Eisenbahnen an die Hand?

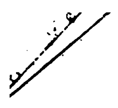
Nachdem ich fast ein halbes Jahrhundert hindurch den Mann und das Weib studirt, als Arzt, Anthropologe, Psychologe jeden Schleier zu lüften, jede Höhle zu sondiren, jeden klopfenden Puls, jeden vibrirenden Nerv zu betasten gewagt habe, weiß ich auch nur das folgende Wenige.

*

Das Ideal der physischen Harmonie zwischen zwei Gatten besteht in dem gleichen Hunger beider nach der gleichen Sache.

Da dieser Fall aber selten eintritt, so muß der Mann, welcher fast stets der Kapellmeister dieser Hauskapelle ist, den Ton angeben und ihn erhöhen oder erniedrigen, bis ein vollkommener Accord erreicht ist. Das Ding ist nicht so schwer. Lassen doch die großen Meister hundert Instrumente eines Orchesters gleichzeitig und in gleichem Schritt marschiren; es müßte also doch leicht genug sein, zwei einzelne Instrumente in Einklang zu bringen.

Vor allem ist zu bedenken, daß die Sonate viele Jahre andauern soll. Der Orchesterkollege muß also von Beginn an einen nicht ermüdenden Schritt gewöhnt



werden, um ohne Schaden an das Ziel gelangen zu können. Wenn ihr gleich mit Achtel- und Zweiunddreißigstelnoten beginnt, so seid ihr ein beklagenswerter Mann. Eure Kollegin wird sich an das ihr zu einer Notwendigkeit werdende „Tempo" gewöhnen, für euch kann es aber eine Katastrophe werden.

Auch ohne eine ausschweifende Sinneslust in der Frau vorauszusetzen, wird die Frau, selbst wenn ihr so glücklich gewesen seid, eine solche mit mehr Herz als Sinnen gefunden zu haben, dennoch glauben, ihr liebt sie nicht mehr. Weinend wird sie im Schweigen der Nacht eure Liebe an dem allzu schnell geänderten musikalischen „Tempo" abmessen. So viel ich auch über die geschlechtliche Hygiene geschrieben, so vielfach andere mir auf demselben Wege gefolgt sind und die Mauern der Unwissenheit in Dingen der Liebe niedergerissen haben, die Frauen sind noch immer furchtbar unwissend; sie messen noch immer die Liebe an den Musiknoten ab.*)

Man soll also die Zukunft bedenken. Sie kommt schnell und frißt mit Heißhunger die arme Gegenwart

*) Während ich dieses schreibe, ist in Deutschland ein mutiges Buch unter dem Titel: „Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben" erschienen. (Leipzig 1891. 173 Seiten.) Es ist von einer auf literarischem Gebiete bereits bekannten Dame verfaßt, welche auch verschiedene Romane unter dem Pseudonym Franz von Nemmersdorf veröffentlicht hat.



auf. Man soll sich von Anfang an zu einem „andante moderato" bequemen. Wenn die Mittel es erlauben, kann man schließlich auch ein „allegretto" wagen. Aber man sollte sich niemals zu den Achtel-, geschweige zu den Zweiunddreißigstelnoten versteigen.

*

Ich sehe, daß ich bereits auf das Feld der Hygiene der Ehe gerate, während ich hier nur von dem „Vorher" reden soll.

Ohne das Experiment der Wilden zu versuchen, wollt ihr also das „Wieviel" des Liebeshungers eurer künftigen Gefährtin ungefähr erraten.

Beginnt damit, deren Familie zu studiren, namentlich die Mutter, denn von ihr haben die Kinder das Nervensystem mit allen den Zugaben und Anhängseln der Sensibilität, der Keuschheit oder Wollust geerbt. Nichts ist erblicher als die Fähigkeit des Liebens. Ich habe schreckliche Beispiele von Katastrophen vor Augen, die lediglich eintraten, weil die Betreffenden nur die Braut betrachtet, aber niemals an Vater und Mutter gedacht hatten.

Ich selbst riet einmal einem sehr lieben Freunde zur Heirat mit einem jungen Mädchen, das bis dahin mir wie die Göttin der Schamhaftigkeit selbst erschienen war,

ja wie der Engel der Keuschheit. Ich schrieb mein „nichts dagegen" auf den Paß des Freundes. Er, der die Güte hatte, mich für einen großen Spezialisten in dieser schwierigen Sache zu halten, schiffte vertrauend und glücklich auf das stürmische Meer der Ehe hinaus. Doch wehe! Schon nach wenigen Monaten hatte sich die Göttin der Schamhaftigkeit in eine Messalina verwandelt! — Ich hatte vergessen, mich nach dem Temperament ihrer Mutter und ihres Vaters zu erkundigen.

Nach befriedigender Beendigung der Erbschaftsuntersuchung muß das junge Mädchen selbst beobachtet werden.

Zugleich mit anderen Bedingungen sucht in ihm, wenn ihr eine ruhige, wenig anspruchsvolle Frau haben wollt, folgende Elemente:

Blonde Haare, blaue Augen, volles Fleisch.

Heiterkeit des Blickes, Ungezwungenheit der Bewegungen, geringe oder gar keine Nervosität. Wenig fleischige Lippen, kein Zeichen von Mannbarkeit auf der Oberlippe.

Große Liebe zu den Kindern als sicheres Zeichen für die starke Entwicklung eines Mutterschaftsgefühls; dasselbe ist auch der mächtigste Zügel einer übertriebenen Leidenschaftlichkeit in Sachen der Liebe.

Wünscht ihr euch aber eine feurige Frau?

Ihr findet sie viel leichter. Sie hat schwarze Haare und Augen, eine braune Hautfarbe, sich blähende, mannbare Lippen und einen mageren Körper.

Sie wird ferner zweifellos sehr nervös, empfindlich und launischen Charakters sein. Ihr Blick wird strahlen, und ihre Bewegungen sind schlangenhaft.

Das sind indessen nur die groben Linien der physischen und moralischen Elemente. Sie gelten nicht mehr und nicht weniger als die Signalements in den Pässen, welche gleichzeitig auf hundert verschiedene Personen anwendbar sind. Ich will selbst den Kritiker meiner beiden Bilder machen, die aus dem Leben entnommen und die Frucht sehr, sehr vieler Beobachtungen sind.

Bei meiner Charakterisirung der Blonden und Braunen habe ich natürlich, wie ich gleich vorausschicken will, jene Völkerstämme mit großer ethnischer Mischung vor Augen gehabt, unter welchen man in jeder Stadt und in jedem Landstrich Frauen mit blonden, kastanienbraunen und schwarzen Haaren neben einander antrifft. Wo alle blond oder alle schwarz sind, stoßen wir stets auf eisige wie auf feurige Frauen mit der gleichen Haut- und Haarfarbe.

Eine größere Wichtigkeit als die Farbe hat die leibliche Beschaffenheit, denn sie ist ein Merkmal der

intimeren und veränderlichen Beziehungen zur allgemeinen Ernährungsweise des Organismus. Man findet sehr selten unter den fetten Damen eine geschlechtlich anspruchsvolle, es sei denn, daß sie hysterisch oder durch die Mannbarkeit der Lippen und des Busens als zur Kinderlosigkeit neigend gekennzeichnet ist. Ebenso selten findet man eine kühle Frau unter den Mageren, wenn sie nicht etwa auch die Merkmale der Unfruchtbarkeit: zu viel Härchen auf der Oberlippe oder um die Brustwarze herum an sich trägt.

Auch die Fleischigkeit der Lippen ist ein guter Gradmesser für die Gefühlsfähigkeit einer Frau, ja ein so guter, daß ich ihn zu einem ethnischen Charakter erhoben habe. Ich erprobte ihn sattsam bei den so verschiedenartigen Rassen Asiens und Afrikas, bei welchen die Vielweiberei zu Hause und die physische Liebe das größte Vergnügen, die hervorragendste Beschäftigung von Männern und Frauen ist.

*

Ich setze eine Heirat eines meiner Leser mit einer Negerin, einer Hottentottin oder Australierin als unmöglich voraus. Ich berühre daher nicht weiter die Fragen des Bastardtums der Rassen und der Folgen von allen möglichen Kreuzungen. Sollte ich

vor meinem Tode noch das hohe Glück erleben, meine Monographie des Menschen, meinen „Mikrokosmus“ schreiben zu können, so will ich auch diese meine Ideen darin entwickeln. Mein Glaubensbekenntnis will ich indessen auch heute schon verraten; es lautet: Im Irrtum sind alle, welche die Wirkungen der Kreuzungen als gefahrdrohend für die künftigen Geschlechter bezeichnen; im Irrtum sind aber auch die Anhänger der gegnerischen Schule, welche die Kreuzungen für nützlich halten.

Die Kreuzung einer höheren mit einer untergeordneten Rasse erniedrigt die erstere, erhebt die zweite und liefert ein Ergebnis mittlerer Güte.

Die Mischung zweier gleich tief stehenden Rassen fördert durchschnittlich niedrige Erzeugnisse zu Tage, doch verschieden von den Typen, welche ihr Blut in den Schmelztiegel der Liebe gossen.

Die Verbindung von Durchschnitts- und höher stehenden Rassen erzeugt, je nach den Fällen, auf Grund uns noch wenig bekannter Bedingungen sehr verschiedene Wirkungen. Diese Verbindungen müssen von Fall zu Fall studirt werden.

Wenn ihr nie eine Negerin oder eine Rothaut heiraten werdet, so werdet ihr auch schwerlich eine Chinesin oder Japanerin nehmen. Dagegen könntet

ihr euch als Italiener möglicherweise in eine Engländerin, eine Deutsche oder eine Spanierin verlieben. Und heutzutage, wo die Eisenbahnen und Telegraphen die Völker zusammenführen und alle Grenzscheiden durchbrechen, bereiten auch die Ehen die Grundlage der künftigen „Vereinigten Staaten Europas" vor, dieses zweifellosen Ecksteins einer späteren kosmischen Republik, derjenigen der „bürgerlichen Staaten der Welt".

Die Verschiedenheit der Typen und die Sympathien der Gegensätze lassen leicht feurige Liebeshändel zwischen braunen und blonden Völkerstämmen entstehen. Mehr als ein Italiener mußte schleunigst Skandinavien fliehen, weil er zu große Sympathien in den zarten und blonden Töchtern der Edda entfachte. Und wenn ein blonder Hermannssohn in seiner Jugend nach Spanien oder Südamerika kommt, dann kehrt er schwerlich ohne Frau oder ohne reiche Trophäen großer Liebessiege in sein Vaterland zurück.

Ist das nun etwas Schlimmes oder Gutes?

Für die Kinder hat eine solche Mischung stets etwas Gutes, für die Ehegatten aber häufig etwas Schlechtes im Gefolge. Das Glück des Mannes und der Frau ist der Gattung zum Opfer gebracht. Ihr selbst müßt alle voraussichtlichen gegensätzlichen Folgen eurer Verbindung abwägen und aus ihnen die Bilanz ziehen.

Die Nationalität bedeutet nicht immer eine Rasse, doch sie nähert sich der Bedeutung einer solchen sehr. Jedenfalls aber und fast immer ist sie die Totalsumme der unzähligen physischen, moralischen und geistigen Elemente, welche einen Engländer so grundverschieden von einem Spanier, einen Italiener so abweichend von einem Norweger gestalten.

Unsere Abstammung aus einem andern Lande als dem unserer Lebensgefährtin heißt nicht nur eine andere Sprache reden, sie bedeutet auch etwas Verschiedenes lieben, anders fühlen, denken, hassen, begehren. Wir alle sind die leibhaftigen Bruchstücke einer langen Geschichte vieler Jahrhunderte. Es ist ein mögliches, aber schwieriges und selten glückendes Unterfangen, zwei unter einem verschiedenen Himmel geborene Geschöpfe, die nach abweichenden Anschauungen, mit verschiedenen religiösen, moralischen, politischen und Gewohnheitsidealen aufgezogen worden sind, in Uebereinstimmung bringen und in sich ausgleichen zu wollen.

Man wird bemerken, daß in den meisten Fällen der Beweggrund zu solchen Mischehen in einem Geld- oder Adelsinteresse zu suchen ist, vorausgesetzt, daß nicht eine allmächtige Liebe mit ihren stürmischen und begehrlichen Wogen alle anderen Rücksichten über den

Haufen geworfen hat. Berühmt unter anderen sind die Heiraten der amerikanischen Millionärstöchter, welche nach Europa herüberkommen, um ihre Dollars gegen die mehr oder weniger behelmten Wappenschilder unserer Grafen, Marquis oder Fürsten auszutauschen.

Die verschiedene Nationalität der Gatten bedeutet die Wahrscheinlichkeit eines glücklosen Ehelebens, und die Aussichten verschlechtern sich noch hundertfach, sobald sich die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hinzugesellt.

Eine starke Liebe ohne einen sehr großen Glauben gibt es nicht. Wer glühend liebt, den stört die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten nicht, und er fragt auch nicht, ob man in einer Kirche oder in einer Moschee sein Gebet verrichtet. Aber die starke Liebe, dauert sie auch noch so lange, beruhigt sich zu einer lieben, sanften Gewohnheit. Hat sich das Meer der Leidenschaft besänftigt, so zeigen sich auf dem Grunde des nunmehr abgeklärten und durchsichtigen Wassers die Klippen des verschiedenen Glaubens, der abweichenden Geschmacksrichtungen und sich gegenüberstehenden Gewohnheiten. Und diese Klippen tauchen empor und gestalten die Schiffahrt schwierig und gefahrvoll.

Der Honigmond hüllt sich alsdann in dichte Sturmwolken. Wir laufen auf den Sandbänken der

Gleichgiltigkeit auf, oder unser Schiff berstet in der Brandung der Unverträglichkeit und des häuslichen Unfriedens.

Die Kalfaterer mögen nur versuchen, mit ihrem Gold und ihren Wappenschildern die Lecke unseres Schiffes auszustopfen! Sie werden immer Flickschneider bleiben, denn auf die heilige Eintracht der Körper und Seelen werden sie sich nimmermehr verstehen.



Fünftes Kapitel.

Die Uebereinstimmung des Empfindens.

Wenn Fische, Vögel und Säugetiere sich liebefähig fühlen und Liebe erobern wollen, so stecken sie neue Organe, neue Lieder, ganz neue Verführungskünste heraus und mit der ästhetischen oder musikalischen Bezauberung schlagen sie die süßen Schlachten der Sinnlichkeit. Sie zeigen dem Weibchen ihr Schönstes, Unwiderstehlichstes und heimsen auf diese Weise den Preis des Sieges ein.

Mann und Weib machen es ebenso. Sie schmachten sich an, verstecken ihre Gebrechen und stellen ihre Schönheit zur Schau; und da sich ihre Schlacht in höheren Sphären abspielt, so polirt jedes von ihnen die rostig gewordenen Tugenden auf und erdenkt sich neue; die Laster und moralischen Schwächen müssen auswandern oder werden in das Gefängnis gesteckt.

Lackirer, Tischler, Maler, gehen vom Morgen bis zum Abend ein und aus, damit das ganze Haus von Fröhlichkeit und Sauberkeit erglänzt, als erwarte man einen berühmten Gast oder eine hohe Persönlichkeit.

Und recht haben sie, denn der Gast ist kein geringerer als die Liebe.

Die Vögel, Fische und Säugetiere hören nach Befriedigung der Liebe zu singen auf und lassen die Hörner fallen; demütig und bescheiden kehren sie heim, wie sie vor der Hochzeit gewesen sind. Und dem verführten Genossen fällt es gar nicht ein, Klage zu erheben und gehässige Vorstellungen zu machen, weil sie sich schon getrennt haben und keines mehr an das andere denkt.

Beim Menschen dagegen fällt der Vorhang der erotischen Komödie nach errungenem Siege, aber die Ehe bleibt.

Sie bleibt und ihre Mängel werden sichtbar; die Laster sprossen doppelt aus den verschnittenen Trieben, ganz heimlich kehren die kleinen Unebenheiten, eine nach der anderen, aus der Verbannung heim.

Aus diesem Umstande entspringt eine der reichhaltigsten Quellen der Enttäuschungen in der Ehe und ihnen sollen wir zuvorzukommen suchen. Wir

müssen durch die natürliche Koketterie des weiblichen Geschlechts hindurch die sich verbergende reine Wahrheit und unter dem Glase und der Politur das darunter befindliche Metall zu erkennen suchen.

Man kann nicht einmal die künstliche Verschönerung von Mann und Weib, die sich den Hof machen, als Heuchelei bezeichnen. Eine natürliche unwiderstehliche Gewalt zwingt sie, der geliebten Person das beste zu zeigen, das schlechtere ihres Besitzes zu verheimlichen. Aber von diesem unschuldigen Zwange steigt man eine vielsprossige Leiter bis zur schwärzesten Heuchelei hinauf, welche in unseren Augen das Messing in Gold, das Glas in einen Diamant, den Teufel in den Engel verwandelt.

Sehr wenige bewahren sich den richtigen Blick, wenn sie die Brillengläser der Liebe auf der Nase haben, und nicht ohne Grund wird schon in den ältesten Zeiten die Liebe mit verbundenen Augen dargestellt.

Der Verliebte ist nicht nur farbenblind, sondern noch dazu so verhext, daß er Tugenden sieht, wo Fehler sind, die Schwäche sympathisch findet, die Lüge als Scherz und den Verrat als Spielerei betrachtet.

Die schärfste Beobachtungsgabe, die genaueste Kenntnis des menschlichen Herzens schützen uns nicht

vor solchen Verführungen, welche uns den Anblick der geliebten Persönlichkeit wie den einer Landschaft durch ein purpurnes Glas gewähren.

*

Die Disharmonie der Charaktere ist die bedenklichste und allgemeinste der die Ehe bedrohenden Gefahren. Sie kann sogar bis zu einer Trennung der Ehegatten führen und zur Scheidung, wo das Gesetz dieselbe zuläßt. Sie ist der schreckliche Fall, den die offizielle und Gesetzessprache als „Unverträglichkeit der Charaktere“ bezeichnet.

Und was bedeutet dieses fürchterliche Wort? Welches Ungeheuer vermag aufzulösen, was die Liebe vereinte, vermag die Wollust in eine Folter, den Honig in Galle, das Paradies in eine Hölle zu verwandeln? — Wenn ich mein seit vielen Jahren überlegtes und vorbereitetes Buch „die menschlichen Charaktere“ geschrieben haben werde, können wir vielleicht den dunklen Punkt der Psychologie der Individuen und Nationen durch ein leuchtenderes Licht aufhellen. Hier möge mir erlaubt sein, das Problem in großen Zügen zu behandeln und nur soweit es zum Glück in der Ehe beiträgt.

Von vornherein wollen wir die fürchterliche That-

sache feststellen daß keine von allen zwischen Mann und Frau möglichen Disharmonien einen gewichtigeren Einfluß ausübt, als der aus den Charakteren entspringende Mißton.

Es kann ein Glück geben zwischen einem Reichen und einer Armen, zwischen einem Armen und einer Reichen, zwischen einem jungen Manne und einer reifen Frau, zwischen einem alten Herrn und einem jungen Mädchen, zwischen zwei verschieden veranlagten und verschieden aufgezogenen Menschen. Wir haben seltene, aber festgestellte Beispiele dafür, daß alle diese gleichzeitigen Disharmonien einen volltönenden Accord abgeben können. Wenn aber die Charaktere schreien und zu bocken beginnen, dann: Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung schwinden. Die Verzweiflung wird der gewöhnliche Zustand eures Lebens zu zweien sein.

Die Unverträglichkeit der Charaktere ist nicht gleichbedeutend mit der Ungleichheit der Geschmacksrichtungen, der Leidenschaften und Neigungen; ja, auch die Verschiedenheit ist für eine völlige Uebereinstimmung unentbehrlich. Mann und Frau — wir haben es wohl schon an hundertmal wiederholt — lieben sich um so mehr und besser, je mehr der Mann

Mann und die Frau Frau ist, das heißt, je verschiedener sie sind.

Unverträglichkeit der Charaktere ist, um ein vulgäres Beispiel zu geben, wenn ein Ochse und ein arabisches Pferd vor denselben Wagen gespannt sind, ein Hirsch und eine Schildkröte gemeinsam wandern sollen und eine Gans und eine Schwalbe, an einen Faden gebunden, zu gleichem Fluge verurteilt wurden. Diese Nebeneinanderstellungen sündigen gegen die Wahrheit, und doch erreicht ihre Abnormität bei weitem nicht die psychischen Mißaccorde zwischen einem Manne und einer Frau. Bei den ungeheuerlichen Zusammenkoppelungen eines Hirsches mit einer Schildkröte, eines Pferdes mit einem Ochsen, einer Schwalbe mit einer Gans handelt es sich schließlich nur um ein Problem der Fortbewegung. Aber bei dem Gange eines Mannes und einer Frau durch das ganze Leben handelt es sich nicht nur um die Schnelligkeit, sondern auch um die Umgebung, um das Maßhalten, um alles, was die Sinne, Gefühle und Gedanken zu mäßigen vermag. Ich finde, um die Qualen zweier schlechtassortirten, zum gemeinsamen Leben verdammten Wesen so lebhaft als möglich zu malen, keinen besseren Vergleich als den, daß Fisch und Vogel bei einander zu stehen verurteilt sind. Auch dieser Vergleich sagt indessen

noch nicht alles, weil wahrscheinlich entweder der Fisch oder der Vogel zuerst und schnell sterben wird. Von Mann und Frau aber stirbt keines, sondern man lebt sterbend weiter und empfindet vom Leben nur Oede, Schmerz und Qual.

Auch die Galeerensträflinge werden an einer Kette gepaart, ohne daß man nach ihren Sympathien fragt. Sie nähert indessen das physische Zwangsband des Verbrechens, oft das Laster, auch macht sie die gemeinsame Hoffnung auf Flucht zu Verbündeten, ja schließlich wohl auch zu Brüdern. Doch in der Galeere einer schlecht gemischten Ehe gibt es nicht eine einzelne Kette. Hundert, ja tausend unsichtbare Ketten finden wir hier; sie vereinigen mit ebenso viel Nerven zwei Existenzen, welche zum traurigen Schicksal einer gemeinsamen Qual verdammt sind, die sich um die des andern verdoppelt. Es gibt eine Kette des Herzens, eine Kette des Geschmacks, eine der Sympathie und eine andere der Antipathie, der Gewohnheiten, der Wünsche und Klagen. Und durch alle diese Ketten laufen die Ströme der Mißachtung, des Grolls, des Hasses, der Verfluchung, der Rache und Widervergeltung.

Die geringste Bewegung des einen läßt durch die Galeerenkette hindurch auch den anderen den eigenen

Schmerz fühlen; und der andere gibt ihn ihm, um den seinen vermehrt, durch den Zusatz von Rachegefühlen verbittert wieder zurück. Jede Pein findet ihr Echo; und das Echo verdoppelt, verhundertfacht sich, bis das ganze Leben zu einer einzigen Pein geworden ist, als hätte jeder einzelne Nerv einen Nervenkrampf und jedes Organ des Körpers und der Seele sich in einen reißenden Zahn verwandelt. Kaum vernarbt eine vergessene Wunde, so reißt eine außergewöhnlich heftige Bewegung die Narbe wieder auf, die Wunde öffnet sich, und in jenen Märtyrerseelen lebt kein einziges Glied, das nicht leidet, kein anderes Gefühl als das des Schmerzes.

Das nennt man also „Unverträglichkeit der Charaktere", die mit gutem Grund von vielen Gesetzgebern als genügender Anlaß zur Scheidung betrachtet wurde. Sie ist es und muß es sein, denn sie spricht mehr als alles andere für die Scheidung, mehr als körperliches Unvermögen und schlechte Behandlung.

Diese Disharmonie der Gefühle verbirgt sich unter sehr vielen und sehr verschiedenen Formen, allein im Grunde kommt sie immer auf dieselbe Sache hinaus, nämlich:

„Was mir Vergnügen macht, mißfällt Dir; was Dich erfreut, läßt mich leiden.“

*

Das Weib gleicht dem Hermelin, welches sich eher töten läßt, ehe es ein in Kot verwandeltes Schneefeld durchquert.

Der Mann dagegen liebt gleich dem Schimpansen den Schmutz und schüttelt ihn auch nicht von sich ab; an seinem Körper und seiner Seele hat nur der teil, welcher ebenfalls dem Schmutze huldigt.

Wie können zwei derartige Geschöpfe zusammen leben?

*

Er ist Optimist bis zum Cynismus, Egoist bis zur Anbetung seiner selbst. Sein Wahlspruch lautet: „Nach mir die Sintflut.“

Sie ist Pessimistin, indem sie ihr eigenes Ideal so hoch erhoben hat, daß keine menschliche Hand daran zu rühren vermag. Sie kann keine Stunde leben, ohne zu lieben und ohne dem Wohle irgend eines anderen einen Gedanken, eine That, ein Opfer darzubringen.

Wie können diese beiden jemals gut miteinander auskommen?

*

Das Uebernatürliche ist ihm nie zum Bedürfnis geworden; er glaubt weder an Gott noch an die Seele.

Sie ist von Geburt mystisch veranlagt, und die mütterliche Erziehung hat sie gottesfürchtig und abergläubisch gemacht. Sie neigt stark zur Askese.

Wie können zwei derartige Geschöpfe jemals glücklich miteinander sein?

*

Er ist offenherzig und mitteilsam bis zur Unklugheit, stürmisch bis zum Zorn. Er spricht gleich und laut seine Gedanken aus, schilt und flucht. Eine Stunde später denkt er nicht mehr an das Unwetter, welches sich soeben erst in ihm entladen hat.

Sie ist mit sieben Siegeln verschlossen, schüchtern und mißtrauisch; sie läßt nur den zehnten Teil ihres Gefühls laut werden und fürchtet dann noch, sie könnte sich zu sehr haben gehen lassen. Sie ist empfindlich wie die Mimose, die sich auch zurückzieht, sobald ein Sandkorn, ein Haar oder eine Flaumfeder sie streifen. In allem erblickt sie eine Beleidigung, einen Mangel an Rücksicht. In allem soll etwas Böses stecken, und im Guten sucht sie mit dem Eifer des Inquisitors die schlechten Absichten.

Und diese beiden sollen wirklich ein glückliches Leben gemeinsam führen können?

*

Er ist Menschenfeind aus Faulheit oder Mißtrauen, er verabscheut und flieht die Geselligkeit.

Sie liebt die laute Unterhaltung, das fröhliche, schwatzhafte Treiben, die Theater, die Bälle, ohne hierin Gelegenheiten zur Sünde zu suchen; nur weil ihr alles Geräuschvolle, Betäubende zusagt.

Können diese beiden, zusammengegeben, die Ehe segnen?

*

Er ist Demokrat durch Geburt, durch Instinkt, durch seine Erziehung. Er haßt jeden Zwang von dem des Schneiders bis zu dem des Parlamentes. Er ist Sozialdemokrat und würde sogar gern Anarchist sein, wenn er nicht ein gesundes und gutes Herz hätte und seine Mitmenschen nicht leidenschaftlich lieben würde.

Sie stammt aus einer verarmten Adelsfamilie, bewacht und verehrt das eigene Wappenschild. Wenn jemand aus Höflichkeit sie mit Marquise anredet, errötet sie vor Freude, und ihr heftiger klopfendes Herz läßt den Busen aufwallen. Ihr ist eine tief

eingewurzelte, aufrichtige Hochachtung vor jeder Autorität zu eigen; sie neigt sich tief vor dem Priester, dem Soldaten, dem Millionär und dem Fürsten.

Können diese zwei das gemeinsame Leben preisen?

*

Er ist ein Geizhals, will es aber nicht zugeben. Er verbirgt die ihm gehörige Rente und jammert endlos über seine Armut. Nichts entgeht seiner häuslichen finanziellen Inquisition, nicht ein an der Hausthüre als Almosen gereichter Pfennig, nicht ein zwecklos verbranntes Streichholz, nicht der in den Garten geworfene Kaffeesatz, von dem noch kein zweiter oder dritter Aufguß bereitet worden ist. Er jammert kläglich über die zu großen Ausgaben und zu hohen Steuern; er erfüllt die Luft um sich her mit einem fauligen Modergeruch.

Sie ist freigiebig, glänzt durch Gastfreundschaft und Mildthätigkeit. Sie möchte sich gerne selbst erfreuen und andere fröhlich machen; das „Danke, danke" von allen Seiten thut ihrem Herzen wohl. Sie begreift nicht, wie man sich heute schon des Uebermorgen halber den Kopf verdrehen kann, ja, die Ungewißheit des nächsten Tages hält sie für einen allerliebsten, verführerischen Zauber. Sie glaubt an

die Vorsehung, an das Glück und verteidigt mit Wärme alle sorglosen Menschen.

Und sie sind Mann und Frau!

*

Er befindet sich immer in einem Zustande fieberhafter Erregung oder Niedergeschlagenheit. Er erzählt allen, er sei der unglücklichste Mensch auf Erden, er könne sich für nichts mehr begeistern. Oder er preist den als den Glücklichsten, der sich für alles begeistern kann und hofft, daß er dieser sein werde.

Sie dagegen ist stets kalt und belächelt jede Form von Begeisterung, den sie für eine Art von Verrücktheit hält. Sie verabscheut die Poesie, jede psychische Trunkenheit, alle Leidenschaften, sobald sie zehn Grad Celsius überschritten haben. — Heldentum, Opfermut und Martyrium werden von ihr verspottet und als „Romanware“, „Theatercoups“ bezeichnet.

Und diese beiden sollen gut miteinander auskommen?

*

Diese wenigen dem Theater der wirklichen Welt entnommenen Beispiele geben zur Genüge einen Begriff von den vielen Mißverhältnissen der Charaktere in der Ehe.

Ganz gewiß sind die Disharmonien nicht alle so offenbar und so handgreiflich, aber sie sind wohl nicht selten verwickelter und komplizirter. Der Mißklang erstreckt sich fast nie auf eine Saite allein, sondern auf viele gleichzeitig.

Was sollen wir also zu unsrem Schutz gegen die Gefahr der „Unverträglichkeit der Charaktere" thun?

Eines nur: wir müssen den Charakter derjenigen, welche wir zu unserer Lebensgefährtin zu machen gedenken, studiren und abermals studiren.

Haben wir uns erst die Ueberzeugung verschafft, daß sie noch weit, weit besser sein wird, als sie uns bereits in Wirklichkeit erscheint, so müssen wir sie um jeden Preis im Hemde, noch besser ganz nackt zu erblicken suchen. Das ist natürlich nur bildlich gemeint. Ich will, man soll die Geliebte von jeder künstlichen Koketterie und Heuchelei entkleidet beobachten.

Man beginne mit der Prüfung ihrer alltäglichen Umgebung; ehe man sie selbst prüft, soll man die künftigen Schwiegereltern beobachten. Sie ist ja nur ein Zweig jener Pflanze, auf welche ihr euer eigenes Leben verpfropfen wollt, und einen großen Teil der Charakterzüge der Kinder finden wir bereits bei ihren Erzeugern.

Selten hat eine lockere, sinnliche Mutter eine keusche Tochter; in einer Familie von Gaunern sproßt selten eine unschuldige Lilie. Es gibt liederliche Söhne geiziger Eltern und umgekehrt, fromme Kinder ungläubiger und gottlose Söhne frommer Erzeuger. Aber die sittlichen Gepflogenheiten kehren sich bei der Vererbung selten in das Gegenteil um. Prüfet also vor allem die moralische Umgebung, in welcher das junge Mädchen geboren und aufgewachsen ist, ihre Gewohnheiten, ihre Lektüre, ihre bevorzugten Vergnügungen. Zieht auch über den Charakter ihrer Freundinnen Erkundigungen ein. Mehr als einmal werdet ihr in jenen wie in einem Spiegel die Seele eures begehrten Mädchens wiederfinden.

Ich kenne einen Engel von Weib. Er hat viele Freundinnen, die um seine Liebe ein vollkommenes Wettrennen anstellen und aufeinander eifersüchtig sind. Diese Freundinnen sind sämtlich geistig hochveranlagte Damen von gediegenem Geschmack, zartfühligen Empfindungen und edlem Gemüt. Sie singen im Chor die Tugenden jenes Engels, und noch ehe ich diesen selbst kennen lernte, hielt ich ihn bereits angesichts solcher Freundinnen für einen solchen. Ich habe mich hierin auch nicht getäuscht.

Ist die psychologische Untersuchung der Eltern

und Freundinnen der Braut abgeschlossen, so verschmähe man ein Hinuntersteigen in tiefere Sphären ebenfalls nicht. Man spreche gelegentlich mit dem Hausmädchen, der Köchin, der Schneiderin, dem Bauern, falls ein solcher in Beziehungen zu dem Hause der Erwählten steht, kurz mit allen, die aus einem oder dem andern Grunde ihr dienen oder gehorchen müssen.

Niemand kennt uns besser als unser Dienstpersonal, denn vor ihm können wir des Luxus der Heuchelei oder des Prunkens mit falschen Tugenden entraten. Wird auch ein Kammermädchen uns niemals eine psychologische Analyse der Geliebten liefern können, so wird sie doch über viele intimen Geheimnisse des Charakters derselben berichten können.

Die guten, noblen und edelmütigen Naturen werden niemals ihre Diener schlecht behandeln, denn sie fühlen für die letzteren das Mitleid, welches ihre dienende Stellung verdient. Sie begegnen ihnen mit einem zarten und liebreichen Wohlwollen und üben sich an ihnen in allen häuslichen Tugenden.

Dagegen soll man stets dem Charakter derjenigen mißtrauen, welche das Dienstpersonal schlecht behandeln und es häufig wechseln. Sie sind fast stets schlimme Naturen, welche ihre boshaften Instinkte

nicht an höheren Kreisen auslassen können und sich dafür an der Quälerei ihrer Sklaven schadlos halten. Sie lassen die Enttäuschungen, welche ihre Eitelkeit erlebt hat, die heimlichen Eifersüchteleien, kurz jede böse Laune und jeden Aerger, den sie in den kleinen gesellschaftlichen Kämpfen erfahren, ihr Kammermädchen, ihre Schneiderin oder Friseurin entgelten.

Sind sie außerdem noch despotisch veranlagte Naturen, so befriedigen sie ihre Instinkte an den mit so und so viel im Monat bezahlten Geschöpfen, die von den moralischen Exkrementen ihrer Herrschaft leben zu müssen verurteilt sind. Ich kenne Damen der exklusivsten Aristokratie des Adels und des Geldes, welche sich nicht schämen, ihre Kammermädchen brutal und grausam zu prügeln. Wer dergleichen hört, sollte so etwas als unverzeihlich festnageln und die Verbindung mit einer solchen Dame fliehen, denn früher oder später wird sie dieselbe Gemeinheit, denselben Despotismus sich gegen ihre Schwiegersöhne und deren Kinder erlauben.

*

Ich wünsche euch, daß ihr nach Beendigung eurer allgemeinen Untersuchung über die Erblichkeit und den Verkehr und eurer intimeren Erkundigung bei der

Dienerschaft der Geliebten eine schwesterliche Seele gefunden haben möget, mit der ihr durch das ganze Leben den Hymnus der vollkommenen Glückseligkeit, der einzigen vollkommenen Glückseligkeit singen könnt: der Glückseligkeit zu zweien.

Doch dieses Glück leuchtet uns sehr selten. In den meisten Fällen finden wir keine vollständige Disharmonie, aber auch keine ideale Harmonie, sondern nur einen teilweisen Accord, den wir allerdings durch eigene geduldige Arbeit und mit gutem Willen allmälich in eine vollkommene Harmonie verwandeln können.

Wenn die Liebe groß und tief ist, wenn sie von den Eingeweiden aus den ganzen Organismus packt, wenn auch die Erwählte den Erwählten über alles liebt, so gehen die Klippen zweifelsohne in Stücke, die Berge werden sich freiwillig ebnen, die Dornen stumpfen sich von selbst ab, denn die Liebe ist und bleibt der geschickteste Zauberkünstler; er versteht sogar die Galle in Honig zu verwandeln. In der Verrichtung dieser wunderthätigen Arbeit ist vor allem die Frau zu Hause. Wäre der Mann ein noch so ungeschliffener Egoist und die abstoßendste Figur dieser Erde, nach wenigen Monaten bereits hat ihn die Genossin soweit, daß er mit ihr hübsch freiwillig übereinstimmt.

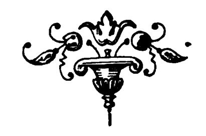
Diese Uebereinstimmung darf indessen nicht eine solche sein, wie sie uns auch das sich in alles fügende Opfer oder der unterwürfige Sklave zeigt. Das wäre ein künstlicher oder falscher Accord, der nur kurze Zeit dauern und sich schlecht bewähren würde. Unsere Harmonie muß aus einem langsamen und geschickten Abschleifen der Härten des einen an den runden Formen des anderen hervorgehen, muß ein einsichtsvolles, von Herzensgüte eingegebenes Ausgleichen der persönlichen Atmosphären, der Geschmacksrichtungen und Gewohnheiten sein. Das Biegen des Rebschosses muß ohne Schmerz und ohne Bruch des Triebes vorgenommen werden. Ist das geschehen, so scheint sich die Ranke fast ihrer Verbindung mit der sie stützenden Pappel zu freuen, und ihre runden, heitren Trauben lächeln vor Vergnügen ihrer mütterlichen Rebe und der Pappel zu.

Auch das Glück ist eine Frucht, welche eine weise und liebevolle Abwartung verlangt. Wir Männer sind die Pappel, die Rebe ist unsere Gefährtin, die sich an uns lehnt und mit den Weidenzweigen der Liebe und der gegenseitigen Duldung an uns gebunden ist.

Heiratet also vor allem eine gute, ehrliche Seele, die euch nicht des Titels oder der Thaler halber liebt,

die eure Taschen füllen, sondern darum, weil sie euch schön findet, euch achtet und stolz darauf ist, euren Namen zu tragen.

Ist das der Fall, so könnt ihr auf die Ausgleichung der kleinen Verschiedenheiten in den Charakteren bauen. In der Duldsamkeit, mit welcher eure Genossin gutmütig eure Schwächen ertragen wird, mögt ihr stündlich und täglich eine Probe jener Liebe erblicken, die erst mit eurem letzten Seufzer endigen wird.



Sechstes Kapitel.

Die Uebereinstimmung der Gedankenrichtungen.

Sollen wir eine dumme, eine intelligente oder eine gelehrte Dame heiraten?

Wollte man ein Plebiszit zur Beantwortung dieser drei Fragen ausschreiben, so würde man wahrscheinlich unter hundert Antworten folgende Ziffern erhalten.

Es stimmen:

für eine dumme Frau 10
„ „ gelehrte Frau 0
„ „ intelligente Frau (das heißt eine solche von normaler Intelligenz) . . . 90

Dieses Jahrhundert also, in welchem die Mehrheit der Menschen nach Recht und Vernunft denkt und handelt, würde das Problem durch ein Plebiszit schnell gelöst haben, für dessen wie oben geschilderten Ausfall ich Gewähr leiste.



Diesem Urteilsspruch sollten indessen in jedem Falle viele und mannigfache Erläuterungen vorausgehen, die sich für einen Heiratslustigen in praktische Ratschläge übersetzen lassen.

Diejenigen zehn von hundert zum Beispiel, welche sich eine dumme Frau wünschen, müßten hinzusetzen, daß sie keine Idiotin haben wollen, sondern nur eine Frau mit etwas beschränktem Gesichtskreis, die ein wenig dumm sein kann, aber nicht zu viel, gleichzeitig aber sehr schön, sehr jung und stets gut gelaunt sein soll. Sie wollen eine Lebensgefährtin, welche mit ihnen gesunde Kinder in die Welt setzen soll und das Haus stets in eine Stätte der Fröhlichkeit verwandelt. Es gibt nichts Lieberes, Anheimelnderes und Unwiderstehlicheres als eine von einem hübschen Munde geplauderte Thorheit. Diese macht uns lachen. Unser Lachen erweckt ein Echo bei derjenigen, welche etwas Dummes gesagt hat, und zeigt uns ihr Mund noch dazu eine tadellose Reihe von Zähnen, weiß wie die Perlen, so seien das unbesonnene Plappermäulchen und ihr Wort gesegnet!

Die neunzig Männer, welche der gelehrten Frau ihre Stimme verweigerten, lieben wohl auch die geistige Bildung der Frau, aber sie verabscheuen die pedantische Gelehrsamkeit und um keinen Preis der Welt möchten

sie gar einen „Blaustrumpf" zur Lebensgefährtin; ebenso wenig eine „Blausocke", wie Balzac eine Abart des ersteren getauft hat.

Wir haben diese Auslegungen gehört und wollen zu denselben ebenfalls das Wort ergreifen. — Der durchschnittliche Bildungsgrad unserer italienischen Gesellschaft steht tief unter demjenigen, dem wir in Frankreich, Deutschland, England und den Vereinigten Staaten begegnen. Man muß endlich einmal den Mut haben, dieses von unserem eigenen Hause zu sagen, wäre es auch nur in der Hoffnung, damit die Schamröte uns in das Gesicht steigt und uns dazu treibt, in unseren Kindern diesen Erbschaden zu heilen.

Die Männer von niedrigem Bildungsgrade verlangen, daß ihre Frauen noch ungebildeter sind als sie selbst, damit wenigstens im engeren Kreise ihrer Familie ihr eigenes Ansehen nicht leidet. Aus diesem Umstande stammt die allgemeine Neigung, die Töchter nicht allzuviel lernen zu lassen, hieraus die Abneigung gegen die höheren weiblichen Lehranstalten und gegen alles, was dazu angethan ist, den geistigen Gesichtskreis unserer Gefährtin zu erhöhen. Bis jetzt haben die überhasteten und schlecht angelegten Versuche der Bekehrung der öffentlichen Meinung nach dieser

Richtung nichts genutzt. Wir sehen im allgemeinen dem höheren Unterricht nur die garstigsten, hysterischsten und ärmsten, in jeder Beziehung von den anderen abweichenden Mädchen sich zuwenden.

Wir alle reißen die Augen vor einem weiblichen Doktor oder Gelehrten wie vor einem überraschenden Phänomen auf, welches vielleicht unser erstes „Ah!" des Staunens auch in ein „O!" der Bewunderung verwandeln kann. Aber ein solches Weib bleibt uns immer ein Phänomen.

Und ein Phänomen in der That ist uns eine Frau, welche sich selbst als Götzenbild auf den Altar zwischen die Weihrauchfeuer unserer Bewunderung stellt, welche denkt wie ein Mann, die Gelehrsamkeit innehat wie ein Professor, Bücher schreibt, die gelesen, oder Bilder malt und Figuren meißelt, die prämiirt werden. Ein bewunderungswürdiges Götzenbild ist sie, wenn sich auch noch die Schönheit der Gelehrsamkeit zugesellt und die Grazien sie begleiten; eine Halbgöttin oder Göttin, wenn ihr Geist nicht Hand in Hand mit dem Hochmut dahinwandelt, wenn das Genie von einer blühenden und bezaubernden Weiblichkeit eingehegt wird.

Aber wer vermag solche Phänomene zu finden, und wenn sie gefunden sind, wer heiratet sie?

Ist das gebildete Mädchen aber häßlich und unmanierlich, mahnt ihr Körper oder der Klang ihrer Stimme an den Taufschein, der sie mehr zum männlichen als zum weiblischen Wesen stempelt, dann sind wir alle darin einig: wir wollen sie nicht zur Frau. Sie ist dann das Muster einer neuen Gattung, ein psychisch-physischer Zwitter, dessen Bücher, Gemälde, Skulpturen wir bewundern, der aber unserem Schlafzimmer fern zu bleiben hat.

*

Das vollkommene Glück der geschlechtlichen Verbindung bedingt auch eine Harmonie der Ergänzung in den Gedankenrichtungen. Da der Mann von der Natur mit einer größeren Einsicht ausgestattet ist als die Frau, so kann es eine vollkommene Harmonie nur da geben, wo der Mann entschieden denkt und willenskräftig will. Und er muß die Frau zähmen können und auf den Fußpfaden des Lebens, in der Glorie der Eroberung ihr Führer sein.

Ein umgekehrtes Verhältnis bedeutet eine Abirrung vom richtigen Tone, einen Mißaccord; es ist eine Erniedrigung des Mannes und auch eine Erniedrigung der Frau, die neunzig unter hundertmalen geliebt, geschmeichelt und angebetet sein, aber sich vor allem beherrscht wissen will.

Wehe der geistig höher als der Gemahl angelegten Gattin, die ihn entschuldigen, seine Fehler bemänteln und ihm zu häufig seine Ungereimtheiten und Narrenspossen nachsehen muß!

Die Liebe ist eine Anziehungskraft. Ihre Teile sind um so widerstandsfähiger, je verschiedenartiger die eingefügten Elemente sind. Das Ideal einer vollkommenen Ehe entspricht folgender Verbindung: ein Mann, der sehr Mann ist, und eine Frau, die sehr Frau ist. Sobald der Mann etwas Weibisches sich anhängt und die Frau etwas vom männlichen Charakter hat, verliert die Anziehungskraft an Dichtigkeit, die Verbindung lockert sich, sie geht in die Brüche beim geringsten Stoße oder bei der ersten Berührung mit einem dritten Körper, der, ihren Weg kreuzend, eine größere Anziehungskraft auf das eine oder das andere der beiden Elemente ausübt.

Eine hochbegabte Dame und ein Mann von weniger als mittelmäßiger geistiger Begabung sind Verbindungen von Körpern mit nur ganz geringer Anziehungskraft. Denn die erste verfügt über eine männliche Art des Denkens, er dagegen nur über eine weibliche. Das dritte Element tritt in einem solchen Falle allzu häufig als ausgleichender Körper in die Wahlverwandtschaft, und die Gelehrte er-

hält zum Geliebten einen Mann von Genie, der sie beherrscht oder einen robusten Menschen, der sie befriedigt. Der Gatte mit dem beschränkten Gehirn aber findet Trost in der Liebe zu einer des Lesens unkundigen Bäuerin oder einem mit der Grammatik im Streit liegenden Kammerkätzchen; durch sie rächt er sich an der Ueberlegenheit seiner Frau, an ihnen erbringt er den Beweis seiner eigenen höheren Intelligenz.

*

Ich bitte um Verzeihung — wenn es sein muß auch auf den Knieen, denn meine Sünde ist nicht klein — daß ich das Weniger und das Mehr des Maßes der Denkkraft so abwäge. Australische oder gar kindliche Psychologie scheint das zu sein! Aber das „Viel" und das „Wenig" bezeichnen stets die erste Annäherung an die Lösung eines Problems und das „Wie viel" hat stets den Vortritt vor dem „Wenn" und dem „Wie".

Ich gestehe, daß die Uebereinstimmung der Gedanken zwischen Mann und Frau stets dem Manne zum größeren Vorteile gereichen wird. Die Bildung des Mannes wird stets vorwärts schreiten, und mit ihr muß notwendigerweise und unvermeidlich auch die

der Frau wachsen. Deren Bildung sollte aber immer einige Stufen unter der unsrigen bleiben, nicht nur um unser Hoheitsrecht nicht zu beeinträchtigen, sondern auch weil die Thätigkeit des Gehirns bei der Frau stets eine mühsamere und gefahrvollere, ihre Willenskraft naturgemäß eine geringere ist.

Blickt umher in unserem Italien und sagt mir, wie viele „normale", gesunde und vollkommene Frauen es unter unseren gelehrten Damen gibt? Ich will mich nicht weiter darüber auslassen, um mir nicht hinterrücks einen Hagel vergifteter Pfeile zuzuziehen. Verschiedene von ihnen sind meine sehr verehrten und sehr bewunderten Freundinnen, und ich möchte mir bis zum letzten Augenblicke des Lebens ihre Freundschaft erhalten. Wenn ich jetzt behaupte, daß einige von ihnen unfruchtbar und sehr nervös sind, so könnte sie das vielleicht beleidigen. Aber ich achte sie zu sehr, um so etwas zu glauben!

Der Mann ist an seine Ueberlegenheit über die Frau auf geistigem Gebiete so gewöhnt, daß er über jeden orthographischen Fehler im Briefe einer Dame höchst glücklich ist, als hätte er unter den Kieseln des Flusses einen Diamant gefunden. Dieser kleine, vielleicht im hysterischen Eifer einer liebevollen Wallung durchgeschlüpfte Fehler ist auch ein wirklicher Dia-

mant. Er bestätigt und sichert uns unsere geistige Ueberlegenheit; er enthüllt uns im Augenblick die graziöse und verführerische Weiblichkeit des von uns geliebten Geschöpfes. Ein orthographischer oder grammatikalischer Schnitzer im Briefe einer Dame gleicht einem übermütigen Füßchen, welches unter dem Kleide hervorschlüpft und uns die Glorie des weiblichen Geschlechts, die unerschöpflichen Genüsse der Sinnlichkeit singt, — ein Füßchen, dessen kokette Kurve uns in das sehnsüchtig lauschende Ohr zu flüstern scheint: „Hier ist Eva! Eva erwartet sehnsüchtig ihren Adam!“

*

Die Harmonien des Gedankenganges zwischen den beiden Geschlechtern müssen aus dem Accorde unterschiedlicher Töne dergestalt hervorklingen, daß der Stolz keine Beleidigung erfährt, vielmehr jeder sich zufrieden und glücklich darüber fühlt, eine Summe und kein Minus zu bedeuten.

Ein Mann der Wissenschaft und eine Künstlerin können eine entzückende Harmonie zweier Noten bilden. So auch ein Naturforscher und eine Schwärmerin für Musik, ein unerbittlich analysirender Psychologe und eine Dame, welche stets an allem die komische Seite heraus zu finden weiß. Und so lassen sich noch

hundert andere Zusammenstellungen verschiedener geistiger Veranlagungen nennen, welche sich gut summiren und jeden der Kontrahenten in seinem Thun glücklich machen.

Abgesehen von der besonderen Veranlagung aber drückt auch ein geschlechtliches Kennzeichen dem Gedanken des Mannes und der Frau seinen Stempel auf.

Der Mann findet, entdeckt, schöpft; die Frau ahnt, unterscheidet, legt zurecht.

Der Mann erntet, die Frau hält die Nachlese ab.

Der Mann rafft teils aus zu großem Eifer, teils aber auch aus zu großem Ehrgeiz zu viel Aehren auf und läßt sie sich aus den Händen gleiten. Die Frau steht hinter ihm und sammelt das Verlorene.

Der Mann entwickelt in der Beurteilung seiner Umgebung weniger Takt und verabfolgt häufig eine Ohrfeige in dem Glauben, eine Liebkosung auszuteilen. Die Frau dagegen verspürt gleich einem empfindlichen Galvanometer alle kleinen elektrischen und magnetischen Schwankungen der uns berührenden Luft, und auf diesem Gebiet ist sie ein überaus kostbares Instrument für den Politiker, den Schriftsteller, den Künstler, der neue Wege zur Förderung des Guten zu finden sucht und um so größeren Widerstand zu besiegen hat.

Armselig der, welcher vor Fertigstellung eines neuen Buches, vor der Ausstellung eines neuen Gemäldes, vor einer Kammerrede nicht von einer geliebten Frau Licht und Wärme entlehnen kann. Ebenso wenig wie der Seemann den Hafen ohne vorherige Befragung des Barometers verläßt, ebenso wenig kann und soll der Mann an ein Unternehmen gehen, ohne den Barometer aller Barometer, die geliebte Frau nämlich um Rat gefragt zu haben. Unzählig sind die Schiffe, welche vielleicht aus Hoffart, vielleicht auch aus Vergeßlichkeit diese Vorsicht außer acht gelassen haben und aufgelaufen sind.

Ihr mögt der genialste Mann dieser Erde und euer Werk die Frucht langen und tiefen Nachdenkens sein, und dennoch dürft ihr euch überzeugt halten, daß euch in dem großen Vieleck der Wahrheit irgend eine Fassette entgangen ist: die von euch geliebte Frau aber wird sie zu finden wissen, denn sie ist eben Weib und bemerkt hundert kleine, dem Manne stets unsichtbar bleibende Dinge. Weil sie euch liebt, hält sie eine Vergrößerungslinse vor ihr Auge, die jede euch schädliche, jede euch nützliche Sache riesige Umfänge annehmen läßt.

*

Es tritt wohl selten der Fall ein, daß wir eine

Frau, welche unsere physischen und moralischen Sympathien erobert hat, wegen einiger Abweichungen in dem beiderseitigen Gedankengange nicht mehr lieben mögen. Wünschen wir eine ideale Vollkommenheit, so müssen wir den Körper, das Herz und auch den Geist heiraten.

Alsdann haben wir in unserer Gefährtin zu suchen:

Eine bescheidene Bildung.

Einen ausgesprochenen Geschmack für das Schöne.

Einen feinen Beobachtungssinn.

Ein Erraten der menschlichen Charaktere.

Wenn ihr alle diese Eigenschaften in einem weiblichen Wesen vereinigt findet und dieses überdies auch noch schön und gut ist, so dürft ihr euch für den glücklichsten Menschen auf Erden halten und aller Welt verkünden, daß ihr nicht eine, sondern drei Gattinnen gefunden habt: ihr habt euch mit allen Sinnen, mit dem Herzen und mit den Gedanken verheiratet.



Siebentes Kapitel.

Die Geldfrage in der Ehe.

Bevor die Vögel an die Bildung einer Familie denken, bauen sie ihr Nest, das ihre Kinder aufnehmen und sie vor jedem Unwetter schützen soll. Viele Männer sind weit unvorsichtiger als die Vögel; sie heiraten, ohne zu wissen, wo und wie sie die Kinder ihrer Liebe unterbringen werden. Dem Vogel reicht die Luft, die Erde, der Wald den Unterhalt kostenfrei. Dem Menschen bringen der Bäcker, der Schlächter, der Gastwirt die Lebensmittel; leider haben sie die Schwäche, dafür bezahlt sein zu wollen.

Das Fehlen der ökonomischen Umsicht bei den Eheschließungen ist eine wunde Stelle aller im Zerfall befindlichen Gesellschaftsschichten. Man findet sie namentlich in den Arbeiterkreisen und bei allen, welche durch ihren ewigen Kampf und ihre ewigen Nieder-



lagen in den Schlachten des Lebens zu sorglosen Fatalisten werden, denen das Heute genügt.

Der Fatalismus hat viele Formen, aber er ist stets eine feige Entmannung des eigenen Ichs; ja, er ist eine noch weit schlimmere Verstümmelung, denn er erschlafft die Nerven des Willens und zwingt uns zu einem Verzicht auf das Bessere in uns selbst. Für die einzelnen Individuen bedeutet der Fatalismus eine Verstümmelung oder eine Entmannung, für die Völker Selbstmord. Vielleicht wird uns das ottomanische Reich bald sagen können, zu was der „türkische Fatalismus“ führt.

Auch in meinem Innern lebt die Frömmigkeit, auch ich glaube meine Gaben der Barmherzigkeit an die Schiffbrüchigen des Lebens auszuteilen. Aber so oft mich ein armer Hungriger um ein Almosen angeht und seine physische und moralische Verrohung entschuldigend mir sagt: „Ich habe eine zahlreiche Familie, ich habe so viele Kinder,“ tritt mir der Zorn auf die Zunge und unwillkürlich entfahren meinen Lippen die Worte:

„Warum habt Ihr sie gemacht?“

Mein Ausruf ist weder eine Beleidigung des Elends noch eine Gotteslästerung. Es ist die Sprache der Vernunft. Würde in den Hütten der Armen die

Vernunft zu Hause sein, so wäre die soziale Frage schnell gelöst. Ich bin ein verstockter Malthusianer *) und so lange ich in mir Leben verspüre, werde ich immer den mit der Armut Ringenden zurufen:

„Liebt so viel ihr wollt, aber leistet euch keine Kinder!“

Vergebens bekämpfen die Priester und die tröstenden Moralisten der Vorsehung den Malthusianismus, der jetzt zu einer sozialen Einrichtung geworden ist und ohne den Zwang der Gesetzbücher die Oekonomie der Familie in Frankreich, Italien, in Deutschland, ja selbst in dem keuschen und fruchtbaren England regiert.

Ganz zwecklos wurden meine „Elemente der Hygiene“ auf den Index gesetzt, weil das malthusianische Apostolat von Jahr zu Jahr neue Schüler gewinnt und gewinnen wird.

Ich gehöre trotzdem nicht zu denen, welche zu fanatisch an die Lösung des sozialen Rätsels durch eine Beschränkung der Geburten glauben. Diese allein genügt gewiß nicht. Wohl aber reinigt sie den Boden

*) Anhänger der Lehren des englischen Nationalökonomen Thomas Robert Malthus (1766—1834), die in dem Satze gipfeln, daß der Fortschritt der Menschheit durch größere Ausbreitung einer freiwilligen oder durch moralischen Zwang auferlegten Enthaltsamkeit bedingt sei. D. Red.

von einigen der struppigsten Dornengebüsche, zwischen welchen das menschliche Glück wächst. Ein Vergleich der Proletarier in den bevölkertsten Städten Europas mit denen in den öden Gegenden des südlichen Amerikas genügt für die Ueberzeugung, daß die fruchttragende Sorglosigkeit auch die fruchtbarste Mutter des Hungers, der Krankheiten und des Todes ist.

Wer jetzt noch kein Anhänger des Malthus ist und sich nicht zu seiner Lehre bekennen will, der soll wenigstens, so lange er nicht Stroh genug für das Nest der Familie hat, nicht heiraten und die große Zahl der Raubtiere und Kuckucke vermehren.

*

Ich weiß sehr wohl, das verhaßteste, antipathischste der Eheprobleme ist die Oekonomie. Aber wir kommen nicht um dieses Problem herum, und durch Schließen der Augen oder durch ein Nichtdarandenken lösen wir es gewiß nicht.

Man liebt und wird geliebt; man fühlt das Leben sich verdoppeln und sieht den Horizont der Zukunft in weite Ferne gerückt; in den Augen seines Mädchens trinkt man einen ganzen Liebesfrühling; auf ihren Lippen erschließen sich die goldenen Pforten des Paradieses — und inmitten dieser Trunkenheit soll man

von Rente und Mitgift sprechen, zwischen einem Kuß und einem zweiten sich daran erinnern müssen, daß wir zur Unterbringung dieses Paradieses nicht über ein Haus, ja kaum über ein Kämmerchen verfügen können? Das ist hart, das ist abscheulich aber — notwendig!

Es ist das die „quart d'heure de Rabelais“ inmitten der Liebeshändel; es ist der Aufschrei des Trappisten, der bei Tisch zum Bruder sagt: „Denke an Deinen Tod;“ es ist das der Kellner, der den fröhlichen und sorglosen Festgenossen die Rechnung überbringt.

In Sachen der Ehe muß leider die Rechnung vorher aufgestellt werden und zwar ernst, kühl und unerbittlich.

Nur einem einzigen Manne gestatte ich die Unvorsichtigkeit. Dem, der in sich die Kraft zum Kampfe, die Energie zur Eroberung eines Platzes auf der Sonne fühlt; dem, der, sich auf die Stirn schlagend, ausruft: „numen adest!“ Ihm kann nichts daran gelegen sein, ob er etwas besitzt oder seine Geliebte eine Mitgift erhält. Er hat Vertrauen zu sich selbst; seine Ruhe ist nicht der Stolz, sondern das Bewußtsein seines Wissens und Könnens. Das ist mehr wert als ein väterliches Erbteil, denn weder die Reblaus

noch die Heuschrecke, weder Bankkrache noch Schiffbrüche können es ihm nehmen. Es dauert durch die Zeit seines Lebens und seine Früchte überdauern noch das Leben.

Wie viele solcher Männer gibt es jedoch?

Allen anderen aber empfehle ich auf Grund der Erfahrung eines halben Jahrhunderts eine so vorsichtige Vorsicht, daß sie schon mehr an Furcht grenzt. Der Ausgabeetat — das lehrt uns die gesamte Geschichte der italienischen Finanzen, das wiederholt die gesamte Chronologie unserer unzähligen Finanzminister — ist stets größer wie der Etat der Einnahme. Man stelle sich nun einen Wirtschaftsetat vor, den der thörichtste unter den thörichten Finanzministern, die Liebe, aufgestellt hat!

Zwischen zwei Verliebten sollten tausend- und abermals tausendmal bei jedem Kuß und jedem Seufzer die Worte wiederholt werden:

„Eine Hütte und Dein Herz!“

Der gute Geschmack aber begießt jetzt glücklich diese Redensart mit so vielem kaltem Wasser, daß man sich mit ihr lächerlich macht und sie nächstens dem Museum für die komischen Tugenden als Geschenk überweisen wird.

Ich aber, obwohl ich nun schon einige Jahre

lebe, spüre noch immer so viele offenherzige Gutmütigkeit in mir, glauben zu wollen, daß diese Redensart als plötzliche und warme Eingebung zweier verliebter Herzen eine berechtigte sein kann, noch dazu, wenn diese beiden Herzen in zwei durch Geist und Gefühl vor vielen anderen auserwählten Körpern hausen. Die Hütte kann dann schnell ein Haus, vielleicht auch ein Palast werden.

Wie viele solche Leutchen aber gibt es?

Die anderen sagen heutzutage nicht mehr: „Eine Hütte und Dein Herz," sondern: „Einen Palast, auch ohne Dein Herz."

„Hunderttausend Lire Rente mit oder ohne Herz."

Wir haben auf den ersten Seiten dieses Buches bereits gesehen, wie und warum das ökonomische Problem mit tyrannischer Allgewalt in der bürgerlichen Gesellschaft die Ehen beherrscht, auf alles einen Druck ausübt, das „to be or not to be" einer Familie geworden ist.

*

Das Ideal einer Ehe in Hinsicht auf die Bilanz des Vermögens besteht in einer gleichmäßigen Wohlhabenheit oder in dem gleichmäßigen Reichtume von Mann und Frau. Es braucht durchaus kein absoluter Ausgleich vorhanden zu sein, wohl aber ein annähernder.

In solchen vom Glück bevorzugten Fällen erhöht die Gleichheit der Einschätzung die Würde der Ehegemeinschaft und geht auch notwendigerweise mit vielen anderen Harmonien der Gewohnheiten, der Geschmacksrichtungen und der Ansprüche Hand in Hand.

Ein „Hyperideal", der Gipfel der Vollendung wäre die Zugesellung einer verschiedenartigen Natur des Reichtums zur Gleichheit seiner Höhe. Ist der Gatte ein reicher Grundbesitzer, so müßte die Gemahlin viele Häuser haben; hat der eine viele Staatspapiere, so müßte die andere Land oder Gebäude besitzen. Dann werden auch die unerwartetsten politischen oder meteorischen Wirren die Familie nie auf dem Trockenen lassen.

In vielen Fällen ist das gute Auskommen eines Mannes gleichbedeutend mit einer reichen Mitgift der Frau. Aber auch hierbei soll sich der Mensch stets daran erinnern, daß das Leben ungewiß und gewiß nur der Tod ist. Hängt die Wohlhabenheit lediglich von der Thätigkeit des Familienhauptes ab, so ist auch dieser Umstand häufig die Ursache der zahlreichen Schiffbrüche des Vermögens. Wir besitzen weder Ländereien, noch Häuser, noch Staatspapiere, aber ein hohes Amt verschafft uns Reichtum, der Eltern und Kindern ein gutes Leben zu führen er=

laubt. Aber gespart wird nichts. Plötzlich entreißt ein Eisenbahnunfall oder eine Krankheit den Ernährer unerwartet und die Familie gerät aus einem Leben voll Reichtum und Fröhlichkeit in das schwärzeste Elend.

Das Wort „empleomania" ist spanisch und in Spanien als ganz auf seinem Gebiete geboren. Aber wenn wir dieses Wort auch nicht unseren klassischen Wörterbüchern einverleibt haben, so wenden wir es doch auf die untergeordneten Leute an, und vor allem und unglücklicherweise besitzen wir das, was es bedeutet; denn die „Stellenjagd" ist einer der genauesten Gradmesser für unsere geistige und Willensträgheit.

In den bürgerlichen Kreisen und insbesondere in dessen tieferen Abzweigungen ist es der tägliche Traum einer guten Familienmutter, ihre Tochter an einen „Beamten" verheiraten zu können; der Traum von tausend Menschlein, kurzsichtigen und schmalbrüstigen Jünglingen gilt einem „Amte", gleichviel welchem.

Man hat des Morgens nicht daran zu denken, welche Arbeit der beginnende Tag von uns verlangt, man braucht sich keinen Stundenplan zurechtzulegen; man geht zur bestimmten Stunde in das Amt und kehrt zur bestimmten Zeit nach Hause zurück. Man

thut gedankenlos, was die anderen bestimmen, man genießt für ein sechstägiges Wiederkäuen die süße Sonntagsruhe, und durch elf Monate kostet man bereits die Wonne des zwölften, des Ferienmonats im voraus. Welch Glück, daran denken zu können, daß jeder Monat im Jahre einen letzten Tag hat, einen gesegneten Tag, an welchem, gleichviel ob es stürmt oder regnet, ob die Rechte oder Linke, ob Crispi oder Rudini am Ruder sind, die Kasse geöffnet und der Gehalt zur Auszahlung bereit ist! O, alles das sind ruhige, himmlische Wonnen, welche die Mütter vor Freude weinen, die Bräute vor Freude schwellen und die Herzen von neun Zehnteln aller derjenigen Zweifüßler jauchzen machen, welche den Frieden, die Gewähr für den kommenden Tag und — den letzten des Monats lieben!

*

Wo eine Ungleichheit der Vermögensverhältnisse zwischen zwei Ehegatten vorliegt, ist der hundertmal bessere Fall der, in dem der Mann der vermögendere Teil ist.

Nie fühlt sich eine Frau gedemütigt, wenn sie als arme Person einem reichen Manne, als wohlhabende einem Millionär die Hand reicht. Um wie

viel sie auch auf den gesellschaftlichen Rangstufen tiefer stehen mag als ihr Mann, sie gibt mit ihrer Schönheit, ihrer Jugend, ihrer Anmut, mit allen Schätzen ihrer Weiblichkeit dem Manne so viel, daß ohne weiteres das Gleichgewicht mit dem Golde der Millionen, mit den Kronen von hundert Adelswappen hergestellt ist.

Noch ein anderer, vielleicht weniger edler, aber dafür menschlicherer Grund erklärt die Verschiedenheit unserer Urteile über die Ehen zwischen Personen von verschiedenem Reichtume.

Weil die Frau nach den Gesetzen und den herrschenden Anschauungen uns untergeordnet ist, so kann sie ohne Erröten den Reichtum von uns annehmen. Ihr ist es andrerseits fast benommen und unmöglich, mit ihrer Hände Arbeit oder mit geistiger Thätigkeit so viel zu verdienen, als zum Unterhalte der Familie notwendig ist. Alle Umstände also laufen dahin zusammen, daß sie einem reichen Manne die Hand geben kann, ohne sich zu verkaufen oder zu prostituiren.

Nimmt dagegen der Mann von der Frau den Reichtum an, ohne den gleichen Wert in Gestalt eines großen Genies oder einer hohen gesellschaftlichen Stellung in die Wagschale zu werfen, so verzichtet

er für immer auf jene männliche Würde, welche sein Adelsschild sein muß. Geduckt und erniedrigt steht er seiner Frau gegenüber, und beim geringsten Zusammenstoß der Eitelkeit oder Leidenschaften kann er durch einen Schlag mitten ins Gesicht beleidigt werden, den er bis in das Herz hinein fühlt.

Ich kenne mehrere Fälle, in denen eine sehr reiche Dame sich sterblich in einen hübschen, gebildeten, aber armen Jüngling verliebte, dieser jedoch zur Rettung der eigenen Würde ihre Liebe floh. Die Frau indes holte ihn ein und eroberte ihn im steten Vertrauen auf den Wahlspruch: „Was die Frau will, will Gott!"

Und sie heirateten einander. Er liebte jetzt auch sie; er hatte stets die Feder, den Pinsel, die Spachtel in der Hand, denn er hatte sich und ihr geschworen, daß er nur von der eigenen Arbeit leben wollte. Solche edlen und rührenden Kämpfe für die persönliche Würde, für die Liebe und den Stolz sieht man heutzutage selten; sie trösten uns für den täglichen Anblick so vieler Simonien der Wollust, Heucheleien des Heldentums, individueller, gesellschaftlicher, politischer Lügen, welche die Luft so nebelig machen, daß es selbst der Sonne schwer wird, bis zu uns zu dringen.

Wer sich die Ehe lediglich als eine Geschäfts-sache vorstellt, wird über mich und meine sentimentalen Zeilen herzlich lachen.

Mag er lachen! Ich bilde mir gar nicht ein, lehren zu wollen, wie man die Ehe in ein irdisches Paradies verwandeln kann. „Er“ wird auf der Suche nach einer rosigen Mitgift bleiben, und wenn er ein großes Wappen und einen leeren Geldbeutel hat, wird er das erste zur Versteigerung stellen, um den zweiten wieder füllen zu können. Ist ihm das Spiel geglückt, so wird er das Geld der Frau zum grünen Tisch, zum „Turf“, in die Boudoirs der Kokotten tragen und sich freuen, daß er in einem Tage das verdient hat, was so und so viele im Schweiße ihres Angesichts nicht ihr ganzes arbeitsames und unverzagtes Leben hindurch verdienen können.

Beim Genusse einer parfümirten Havanna und auf einen türkischen Diwan hingestreckt, wird er sich selbst zwischen den blauen Wölkchen seiner Cigarre ein Denkmal der Bewunderung und der Dankbarkeit errichten.

Er ist glücklich! Glücklich, ja, aber niemals beneidenswert. Ich wenigstens kenne kein wahres und dauerndes Glück, das die Würde mit Füßen tritt.

Wohl läßt sich die gekränkte Würde in der Tiefe der Seele verbergen und mit dem Schnupftuche der Sophismen und den Beschwichtigungen des Gewissens zum Schweigen bringen. Aber wie eine stählerne Sprungfeder schnellt sie um so unerwarteter auf, je mehr sie niedergedrückt wurde.

Der Mann, welcher bei den unvermeidlichen Selbstgesprächen mit dem eigenen Gewissen etwas hat, woran er nicht zu denken sich getraut, der im eigenen Hause ein Gemach besitzt, das er nicht ohne eisigen Schauder und Gewissensbisse betreten darf, dieser Mann kann niemals glücklich sein.

Auch wenn es einer langen Uebung im Cynismus gelingt, den Schrei der verletzten Würde zu ersticken, so kommt dennoch der Tag häuslicher Zwistigkeiten, der mit den Waffen bitteren Lächelns, grausamer Ironie, giftiger und gemeiner Drohungen zwischen Mann und Frau ausgefochtenen Zweikämpfe. Wenn dann die Frau mit kleinen, krampfhaften Schlägen ihren Sessel mit dem Fächer bearbeitet und ihm sagt: „Schließlich, mein Lieber, bin ich es, die Dich erhält ...“ und wenn dieser Mann in einem solchen Augenblick nicht bis zu den Haarwurzeln errötet, wenn ihm nicht die Galle bis zur Kehle aufsteigt und er nicht plötzlich alle seine Eingeweide und die

Quellen seines Lebens vergiftet fühlt, so ist dieser Mann kein Mann mehr, sondern ein unflätiges Tier. Dieser Mann, der seine eigene Männlichkeit gegen eine Handvoll Gold verkauft hat, ist hundertmal erbärmlicher als die arme Prostituirte, die ihren eigenen Körper nur preis gibt, um ihr tägliches Brot zu haben.



Achtes Kapitel.

Verwicklungen und Zwischenfälle bei Eheschließungen.

Wir haben uns die beste aller Frauen zu unserer Lebensgefährtin wählen können, entweder durch unser eigenes Verdienst oder durch einen glücklichen Zufall, und trotzdem bleibt das große Problem der Glückseligkeit in der Ehe noch immer ungelöst. Es können noch viele Vorkommnisse und Zwischenfälle eintreten und gerade dann, wenn wir sie am wenigsten erwarten.

Eine Braut ist kein vom Himmel gefallenes Meteor, sondern eine noch an einem Zweige hängende Frucht. Und diesen Zweig wiederum entreißt man einem Stamme. Dieser Stamm ist die Familie der Erwählten. Unglücklicherweise heiratet man immer ihre Verwandten mit. Man muß in einen „Clan" eintreten, der ein Rosengarten, aber auch ein Wespen-, ja schlimmer noch, ein Schlangennest sein kann.

Man gibt sich gern der Selbsttäuschung hin, daß man, einmal erst legitimer Herr über die Frau, sie leicht im Nest des eigenen Glückes isoliren, die Wespen vertreiben und die Schlangen so zertreten kann, als wären sie nie gewesen. Ich setze voraus, daß die Neuvermählte den Mann liebt und mehr als alles andere auf Erden anbetet. Trotzdem wird der um sie ärmer gewordene „Clan“ sie für sich fordern, wird protestiren und sich gegen den Gatten verschwören. Ihre Eltern haben die Regierung über eine der ihnen gehörigen Provinzen abgetreten, aber das Protektorat soll ihnen verbleiben; sie stellen dem jungen Paare einen „Residenten“ zur Seite und behalten sich das Einmischungsrecht in vielen, ja in zu vielen Fällen vor.

Das Ideal einer Frau wäre demnach eine Waise, die höchstens entfernte Verwandte oder Pfleger hätte, welche zufrieden wären, sie glücklich verheiratet zu wissen. Doch auch dieser Fall beugt neuen Verwicklungen keineswegs vor. Waise im jugendlichen Alter zu sein, bedeutet einem wenig gesunden Stamme angehören, weil auch ihre Eltern in jugendlichem Alter gestorben sind. Diesem Umstande zum Beispiel schreibt man den Verfall vieler englischen Familien zu. Die jüngeren Söhne mit dem großen Namen, aber leeren Geldbeuteln wünschen natürlich den Adel mit den

Finanzen in Einklang zu bringen. Sie heiraten deshalb mit Vorliebe Waisen oder einzige Töchter und tragen auf diese Weise in die neue Familie die Gefahren einer schwachen Gesundheit und der Unfruchtbarkeit hinein.

Leider sind die schwerwiegendsten Rätsel des Lebens so beschaffen, daß, wenn wir glauben, nach unendlich vieler Mühe, Geduld und Arbeit einen Knoten gelöst zu haben, sich zwischen unsern Fingern neue bilden.

Die Braut kann jedoch auch in Folge anderer Umstände zur Waise geworden sein, die mit der Gesundheit nichts zu schaffen haben, und dann allerdings ist eine solche Ehe der Gipfelpunkt des Ideals. Das junge Mädchen kann zum Beispiel aus einem Brande oder Eisenbahnunglücke gerettet worden sein, dem ihre noch vollkräftigen Eltern zum Opfer fielen.

Ich setze unglaubliche, wenigstens unwahrscheinliche Dinge voraus. Ich stelle grausame Vermutungen auf, aber was wollen Sie? — Oft genug ist eine brummige, schlechte oder eifersüchtige Schwiegermutter schlimmer als ein Brand und ein Eisenbahnunfall zusammengenommen.

Diese Art von Schwiegermüttern verdunkelt aber nicht jene guten, zuvorkommenden und einsichtsvollen, die dem Schwiegersohne zur zweiten Mutter werden,

die Süßigkeiten eines Lebens zu zweien zu verdoppeln, den teuren Segen der eigenen Erfahrungen und der uninteressirten Zuneigung in das neue Heim zu tragen und sich zu Friedensrichtern bei etwaigen kleinen häuslichen Stürmen zu machen verstehen. Hosianna und Gloria in alle Ewigkeiten jenen uns von der Vorsehung zur Verdoppelung unserer Glückseligkeit gesandten Geschöpfen! Wenn ich von anderen rede, so fasse ich nur die ins Auge, die, ohne schlecht zu sein, eben Frauen sind, ja sogar Männer, denen alle Schwächen des Geschlechtes der Adamssöhne angeboren sind.

Die beste aller Schwiegermütter sieht in dem Schwiegersohne nur den Eindringling, nur den Nebenbuhler, nur den Räuber der Tochter. Ist sie guten Charakters, so wird sie ihn nicht quälen, aber Eifersuchtsscenen aufführen; sie wird mit der jungen Frau keine Verschwörung gegen den Ehemann anzetteln, aber alltäglich in der Heimlichkeit ihres Hauses ein Tröpfchen so bittern Säftleins verspritzen, daß einem davon die Leber schwellen könnte. Und eines schönen Tages wird ihre moralische Gelbsucht auch dem Heime des Schwiegersohnes durch die Lüfte eine Bitterkeit zuführen, welche dieser wohl verspüren wird.



Ich verstehe und lasse Nachsicht walten. Diese salzige Bitterkeit sickert aus den tiefsten und zartesten Fasern des Herzens hervor. Durch zwanzig, dreißig Jahre hat die Frau eine Tochter gehabt; sie hat sie mit Schmerzen geboren, unter Krämpfen gestillt und mit Weisheit erzogen. Durch zwanzig Jahre hat sie mit ihr dieselbe Luft geatmet, am selben Tisch gesessen und mit ihr durch viele Jahre Brot und Thränen geteilt. Jetzt kommt der erste beste, und nur weil er Hosen anhat und ein paar unverschämte Barthaare zur Schau trägt, kann er ihr den ganzen Schatz mit frechem Griff entreißen wie jemand, der die Herausgabe seines Eigentums verlangt und es sich auch gleich mitnimmt. Und damit nicht genug: nein, die Tochter, dieser Engel des häuslichen Tempels, läuft noch dazu diesen Hosen und Barthaaren nach und mit ihnen davon; sie verläßt das Haus, das Haus der Mutter, wie man ein Zimmer im Gasthof nach dort verbrachter Nacht verläßt.

Seien wir gerecht! Wer möchte es wagen, den ersten Stein auf eine solche arme Frau, auf eine arme Mutter zu werfen? Wer möchte es sich erlauben, sie schlecht zu behandeln, wenn sie sich die Gnade, daß das Haus der Tochter nicht allzu fern dem eigenen sein möge, wie ein Almosen erbittet, wenn sie den

Schwiegersohn um die Erlaubnis zu einem häufigeren Besuche der Tochter angeht?

Der Mann ist ein Egoist, ihn drückt die Vaterschaft viel weniger als die Frau; aber auch er muß, und sei es auch nur in zweiter Linie, die Hölle nachzufühlen wissen, die eine Schwiegermutter insgeheim empfindet, wenn sie die eigene Tochter das eigene Nest verlassen sieht.

Die Heirat einer geliebten Tochter ist ein erwartetes und herbeigewünschtes Ereignis. Aber es geht damit wie mit der Entbindung: es ist eine Segnung, begleitet von einem Schmerze, der erschauern macht. Die höher veranlagten Naturen fühlen wohl den Schmerz, aber sie halten ihn zurück, um ihn nicht auch auf andere zu übertragen; sie setzen ihn nie in Haß und Ränke um.

Die anderen dagegen üben mit jedem Tröpfchen salziger Bitterkeit eine kleine, lang überlegte Rache aus. Mit grausamer Geduld ist sie ausgetüftelt worden, und sie wird in dem Augenblick gefühlt, in welchem man sie am wenigsten erwartet.

Ich stelle euch mir als geduldige und gute Menschen, als optimistische Philosophen vor. Ihr werdet euer Ohr den süßlichen Einflüsterungen verschließen, ihr werdet „danke“ sagen, wenn man euch auf den Fuß



tritt und „danke“ selbst für die euch gereichten Rhabarberbonbons, kurz, keine der gegen euch geschleuderten Lanzen wird euch etwas anhaben können. Und doch graut einmal der Tag, an welchem Geduld, Güte und Philosophie sich auf den Kopf stellen, an welchem der gesamte, so lange unterdrückte Zorn sich plötzlich Luft machen wird, ihr eurer Frau gegenübertreten und ihr sagen müßt:

„Machen wir ein Ende! Sie oder ich!“

Die Sprichwörter aller europäischen Sprachen, die Satiren der Dichter, die Mätzchen der dramatischen Autoren beklagen stets übereinstimmend den Schwiegersohn und schleudern ihre Wurfgeschosse gemeinsam gegen die Schwiegermutter. Es ist das ein sicheres Zeichen dafür, daß jahrhundertelange Erscheinungen uns gelehrt haben: gute Schwiegermütter sind selten; eine Schwiegermutter bedeutet für die Ehe eine der gefährlichsten, unheilschwangersten Bedrohungen.

Zwei Dinge haben wir aus alledem zu lernen:

1. Bevor wir heiraten, sollen wir auch den Charakter der zukünftigen Schwiegermutter genau prüfen; wir sollen zu entdecken suchen, ob wir in ihr einen Engel oder eine Harpye, eine Verbündete oder eine Feindin finden werden.

2. Wie auch immer unsere psychologische Untersuchung ausfallen möge, wir sollen in ganz entschiedener Weise erklären, daß wir weder in der Familie der Braut zu leben, noch die Schwiegermutter in das eigene Haus zu nehmen beabsichtigen. Liebt die Erwählte eures Herzens euch wahrhaftig, so wird sie eure Beschlüsse nur billigen und euch im Falle einer Schlacht zum Siege verhelfen.

Verhandelt nicht, tretet nicht einen Fuß breit Land ab. Bleibt fest bei euren Vorsätzen, denn ihr wollt nur euer eigenes, das Glück eurer Frau und der neuen Familie sicherstellen. Zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn soll Liebe und Achtung herrschen, zwischen ihnen soll ein Strom voll gütiger, zartfühlender und liebenswürdiger Empfindungen hinüber und herüber wallen. Aber der Abstand muß unbedingt innegehalten werden, und zwar ein so ansehnlicher Abstand, daß Erschütterungen, Schwankungen und vor allem Blitzschläge nicht zu gewärtigen sind. Zuneigung, aber keine Vertraulichkeit; Achtung, aber keine Unterwürfigkeit!

*

Aber mit dem Problem der Schwiegermutter enden noch nicht die Verwicklungen. Ein weiteres Kapitel

derselben bietet uns die Witwenschaft des einen oder beider Verlobter, mit oder ohne Kinder von der einen oder von beiden Seiten.

Beide Witwer
- ohne Kinder,
- mit Kindern
  - des Verlobten,
  - der Verlobten,
  - von beiden.

Er ist Witwer
- mit Kindern.
- ohne Kinder

Sie ist Witwe
- mit Kindern,
- ohne Kinder.

Diese Amben, Ternen und Quaternen sind ebensoviel algebraische Formeln, in denen sich Fallstricke, Bedrohungen unseres Glücks, Unheilquellen ohne Ende finden können.

Wenn ein Witwer eine Witwe heiratet und beide kinderlos sind, so liegt nichts Bedrohliches vor. Beide Teile genießen völlige Freiheit, niemandem steht ein Recht der Einmischung zu. Die Ehe gleicht ungefähr derjenigen zweier lediger Personen.

Man schließt zwar keine Jungfrau in seine Arme, aber wenigstens hat man das vorher gewußt; die Ueberraschung, anstatt eines Hasen ein Kaninchen gekauft zu haben, bleibt einem erspart.

Allerdings kann man Gefahr laufen, daß die Gattin Vergleiche anstellt, die nicht zu Gunsten des zweiten Mannes ausfallen. Ein altes italienisches Sprichwort sagt: „Vergleiche sind immer vom Uebel". Ich möchte diesem Spruch verbessernd hinzufügen, vom Uebel nur für den Unterliegenden, vorteilhaft für den Gewinner. Man kann ja auch mehr wert sein als sein Vorgänger, und die Frau ist darüber gewiß glücklich.

Kurz, wer in sich eine schwache Seite fühlt, stelle eine Untersuchung über die offenbaren und heimlichen Tugenden des ersten Gatten an und lege die Ergebnisse auf die betreffende Wagschale dessen, was für und gegen die beabsichtigte Ehe spricht.

Die zwei Verwitweten können Kinder haben, oder einer von ihnen kann solche haben. Die Gefahren sind alsdann verschieden, je nach den Fällen.

Die weniger schlimme ist, wenn die Frau Kinder hat, denn wenn der neue Gemahl seine Erkorene wirklich liebt, so wird er auch deren-Kinder lieben. Er ist im übrigen ein Mann, hält sich weniger im Hause auf, und die Vaterschaft bildet für ihn nur eine Episode seines Lebens, nicht das ganze Leben, wie die Mutterschaft für die Frau. Entspringen überdies der neuen Ehe keine Kinder, so wird der Mann

die Kinder seiner Frau ganz gewiß wie seine eigenen lieben.

Auch im Falle des Vorhandenseins von Kindern aus beiden ersten Ehen kann ein vorteilhaftes Gleichgewicht sich einstellen. Maße und Gewichte sind die gleichen, beide Gatten haben sich dieselben Zwischenfälle vorzuwerfen und zu ertragen.

Ein viel schlimmerer Fall ist derjenige eines Witwers mit Kindern, welchem die zweite Frau noch einige dazu beschert. Der Mann, die Frau, alle Kinder, alles, alles müßte geradezu eine Welt von Engeln sein, wenn nicht mit Gewißheit eines schönen Tages ein Bürgerkrieg ausbrechen soll. Bedenkt euch wohl, bedenkt euch hundertmal! Gestaltet die schon ohnehin von so vielen Gefahren bedrohte Ehe durch eure Sorglosigkeit und Tollkühnheit nicht noch verwickelter.

Den Ehen zwischen Verwitweten bereiten gerade die Kinder die größten Gefahren, denn diese sehen ihre Zukunft gefährdet; sie beschwören den Geist des verlorenen Vaters oder der verlorenen Mutter herauf und betrachten den neuen Ehebund als eine Schändung der Erinnerung an den teuren Verblichenen. In keinem andern Falle kommt so wie in diesem alles, was der Mensch an Gift und Galle in sich trägt, auf die Oberfläche und überflutet alles mit

Schmutz und Gift. Nirgends so wie hier kommen die brutalen Uebergriffe der menschlichen Selbstsucht zur Geltung, die sich sonst unter allerlei Politur zu verstecken pflegt, aber doch stets das Gerippe ist, auf welches Empfindungen und Gedanken sich zu stützen pflegen.

*

Einer der beiden Verlobten kann verwitwet sein. Zur großen Ehre der Frauen ist die Zahl der sich wiederverheiratenden Witwer viel beträchtlicher als die der eine zweite Heirat eingehenden Witwen. Das beweist, daß der Mann das Glück in der Ehe viel häufiger findet als die Frau; daß diese das Andenken an den Verstorbenen viel treuer bewahrt und mehr an ihre Kinder als an sich selbst denkt.

Ich habe viele Frauen gekannt, die trotz ihres jugendlichen Alters Witwen blieben und sich selbst und ihr Bedürfnis nach Liebe und Gegenliebe ihren Kindern, ja selbst einem einzigen Kinde opferten. Stolz auf dieses Opfer blieben sie gestählt gegen jede Verlockung und gegen jede Allgewalt der berechtigtsten Leidenschaften.

Verstehen die Kinder dieses heimliche Heldentum im Schoße so vieler Familien, begreifen sie, daß zu diesem monate- und jahrelangen Kampfe mehr Mut



gehört als dazu, in einer Schlacht eine feindliche Batterie im Sturm zu nehmen? — Sehr selten wissen sie es, weil das beste der Kinder den Eltern, namentlich aber der Mutter, niemals den hundertsten Teil der empfangenen Liebe vergelten kann!

*

Stellt sich das Glück eher bei einer ehelichen Verbindung eines Witwers mit einem jungen Mädchen, oder bei derjenigen einer Witwe mit einem Junggesellen ein?

Die Antwort darauf ist nicht leicht zu geben, denn das Problem ist ein zu unstätes; die individuellen Eigenschaften bedrücken die Bilanz allzu sehr, und ändern Fall für Fall die Umstände, die Leidenschaften; hier vermindern sie die Gefahren, dort häufen sie sie unendlich an.

Die Witwe ist durchschnittlich, die Uebereinstimmung anderer Bedingungen zugegeben, stets das beste Weib und zwar aus den verschiedensten Gründen. Sie hat viele Illusionen eingebüßt und den Egoismus des Mannes zu erkennen und zu entschuldigen gelernt. Oftmals hat sie sich vom ersten Gatten eine eifersüchtige Anwandlung, eine Laune verzeihen lassen müssen. Und da die Frau immer und nach jeder

Richtung mehr um das Glück anderer als um ihr eigenes besorgt zu sein pflegt, so möchte sie dem zweiten Gatten die vollkommene Seligkeit verschaffen. Das gelingt ihr auch häufig und ohne Mühe. Kann sie ihrem Gatten auch nicht mehr die Blume der Jungfräulichkeit bieten, die im übrigen mehr Mythus als ein wahres Juwel ist, so schenkt sie ihm doch alle Schätze ihrer Erfahrungen in der Liebe, und diese Erfahrungen sind oft mehr wert als hundert Jungfernschaften.

Der ein junges Mädchen heiratende Witwer dagegen hat den kostbaren Vorteil, daß seine Frau keine verhaßten Vergleiche anstellen kann, und daß auch er dem Neste kostbare Edelsteine zuträgt, die der Junggeselle nie gekannt, nie besessen hat. Er hat alle die kleinen Schwächen und alle die großen Tugenden der Frau kennen gelernt; er hat sich die Selbstsucht ein bißchen abgewöhnt und sich gewöhnt, an andere mehr als an sich selbst zu denken oder wenigstens wie an einen Teil seiner selbst. Im Durchschnitt ist er der beste Gatte.

*

In allen den verworrenen Rätseln, in allen den unheilvollen Wirrnissen einer Ehe zwischen verwitweten Leuten, zwischen Witwern und Ledigen ist und

bleibt immer noch das Herz der Anker der Rettung aus jedem Schiffbruche.

Wenn eine allmächtige Liebe von zweien empfunden wird, welche sich die Hand zum ewigen Bunde reichen, so glättet sich schnell jede Schwierigkeit, und die Eintracht pflanzt regelrecht ihr Banner auf dem Giebel des neuen Hauses auf. Die gefährlichsten Stöße werden stets von dem Edelmute und der Nachsicht des heiß Liebenden besiegt, und nach einem kurzen Kriege mit den widerstrebenden Kräften streut die Liebe ihre Blumen und Segnungen über das neue Nest aus.

Die Liebe ist die Kraft aller Kräfte; sie unterjocht alle die anderen, und in diesem Falle ist sie so allmächtig, daß sie, wenn sie auch mit ihrer ganzen Willenskraft nur auf einer einzigen Seite zu finden ist, den Widerstand aller minder schönen Kräfte überwindet, bis sich auf den von Hagel und Blitzschlag bedrohten Feldern die lachende Sonne in den letzten Tropfen des wohlthätigen Regens wiederspiegelt und der Regenbogen die vielfarbige Brücke über das Himmelsgewölbe ausspannt, die Feinde zusammenführend und in Verbündete verwandelnd.

*

Unter allen den Zwischenfällen, denen man auf der Schwelle der Ehe begegnen kann ist keiner so häufig

wie der, daß jemand die Thür mit dem Rufe sperrt: „Halt! Hier ist kein Eingang.“

Der Jüngling ist minorenn, oder seine Geliebte ist es. Derjenige, dem das Recht des Einspruchs zusteht, findet die Wahl nicht nach seinem Geschmack und sperrt die Thür des Tempels, dessen Innerstes man glücklich erschlossen glaubte, mit doppelten Ketten einem vor der Nase zu. Der Bürgerkrieg ist erklärt, und ihr wollt nun wissen, wer in ihm siegen „kann“ und „soll“.

Dieses „kann“ und „soll“ sind keineswegs gleichbedeutend, denn die Eltern des einen oder des andern Teiles „können“ die Zustimmung zur Heirat versagen; aber oftmals sind sie im Unrecht, und sie hätten sich nicht der Ehe widersetzen „sollen“.

Wenn sich die beiden Verliebten wirklich anbeten, wenn sie bei den heimlichen und vertraulichen Zusammenkünften einander das ewige „Ja“ geschworen, wenn sie das Zeitwort „lieben“ bis über die Hälfte bereits studirt haben, so glauben sie gewöhnlich, sie haben alles Recht der Welt, Mann und Frau zu werden. Haben sie vergeblich und in jeder ehrenhaften Weise den Willen des Tyrannen und der Tyrannin zu beugen versucht, so gehen sie ohne „Gruß an die Gastfreunde“ auf und davon. Sie

erwarten, daß die vollzogene Thatsache früher oder später die Gegenzeichnung der Widersacher herbeiführen wird. Manchmal jedoch werden die verirrten Schafe noch vor Vollziehung des entscheidenden Thatbestandes wieder aufgegriffen und mit Schimpf und Schande zu ihren Hürden zurückgeführt. In den bedenklichsten Fällen taucht auch das Gespenst des Doppel- oder des einfachen Selbstmordes auf; es machen Erstickung, Gift oder Revolver ihren Antrittsbesuch.

Wer in so verzweifelter Lage noch über eine Todesart nachdenken kann, der findet gewiß auch noch Zeit und Muße, einen Blick auf diese Seiten zu werfen. Er lasse getrost die Kohlen dem Kohlenmanne, das Gift dem Apotheker und die Pistole dem Waffenhändler. Das Leben ist eine schöne und gute Sache; Liebe umwacht und Zärtlichkeit umschmeichelt es. Und da die Liebe stets bei der Ehe Patenstelle vertreten soll, so sollten auch Vernunft und das richtige Gefühl nie als Trauzeugen fehlen.

Könnte man vermittelst einer Zauberrute alle Selbstmörder aus unglücklicher Liebe zu neuem Leben erwecken, so würden neunzig von hundert nach Ausheilung ihrer Wunde vergnügt das Leben von neuem, ja sogar eine neue Liebelei beginnen.

Die Eltern haben stets das Recht und die Pflicht,

Einspruch zu erheben, sich hineinzumischen, zu raten und auch das „Veto“ zu sprechen, sobald sie die Zukunft ihrer Kinder gefährdet sehen. Letztere haben sich wohl die Liebe als Patin erbeten, doch übersehen, auch die Vernunft und das richtige Gefühl als Zeugen herbeizurufen.

Wenn ihr eine verworfene Kreatur heiraten wollt, die den Namen der Familie, der ihr angehört, schänden würde, und über die ihr selbst nach wenigen Monaten der Trunkenheit erröten müßtet;

wenn ihr euch mit einem schwindsüchtigen oder einem einer Familie von Schwindsüchtigen oder Verrückten entstammenden Mädchen verbinden wollt;

wenn ihr mittellos seid und es voraussichtlich bleiben werdet und somit das traurige Erbreich der Proletarier und der Gesunkenen vermehren wollt;

wenn ihr euch in einer oder der andern Weise mit offenen Augen kopfüber in einen bodenlosen Abgrund werfen wollt, lediglich um ein sinnliches Gelüste zu befriedigen, welches ganz fälschlich Leidenschaft genannt wird:

so haben Mutter und Vater das volle Recht, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich eurem Ruine zu widersetzen. Gelingt ihnen das trotz aller Mühe nicht, so bleibt ihnen wenigstens das tröstende

Bewußtsein, ihre Pflicht vollauf gethan zu haben. Schlagen aber die von ihnen angewendeten Mittel an, so werdet ihr später ihnen den aufrichtigsten und herzlichsten Dank wissen.

In allen solchen Fällen ist es auch erlaubt, zu klagen, zu weinen, euch etliche Haare auszuraufen. Doch sind die Thränen versiegt und die Muskeln erschlafft, so rafft einmal das ausgeraufte Haar zusammen, schenkt es eurer Schönen und sagt ihr, sie möge es als Pfand der „ewigen Treue“ bis zu eurer Rückkehr aufbewahren. Denn abreisen müßt ihr schleunigst, wenn es nicht anders geht, zu Fuß, gleichviel ob ihr euch das Geld dazu von dem tyrannischen Vater oder von einem mitleidigen Freund erbittet. Reiset nach fernen Ländern. Wer weiß, ob ihr nicht nach eurer Heimkehr in eurem Hause ein schön versiegeltes und mit rosarotem Bande eingeschnürtes Päckchen vorfinden werdet. Ihr öffnet es und erblickt die eigenen Briefe, das eigene Haar, vielleicht auch die Heiratsanzeige der einstigen Braut.

Hat dagegen eure Geliebte die lange Prüfung treulich bestanden, ist die Liebe und der Glaube an die beiderseitige Treue in der Zwischenzeit gewachsen, wer weiß, ob nicht auch die grimmen Eltern Mitleid fühlen und zu Verhandlungen sich geneigt finden

lassen, vorausgesetzt, daß nicht Fälle von Schwindsucht, Wahnsinn oder sonstigen Erbübeln vorliegen; in solchen Fällen müssen die Eltern auch dann noch in der entschiedensten Weise gegen die Heirat Einspruch erheben. Es ist besser, ihr sterbt, als daß ihr mit verschwenderischen Händen den Tod unter die zukünftigen Geschlechter säet.

*

Nun gibt es aber auch Fälle, in denen das Unrecht nicht auf eurer Seite, sondern auf der Seite derer zu finden ist, die sich tyrannisch und unvernünftig eurem Glücke aus Standesvorurteilen, aus Geldsucht oder irgend einer andern Laune widersetzen wollen.

Ihr seid vielleicht ein Graf oder Baron und liebt ein Kind aus bester, aber wappenarmer Familie; oder ihr seid sehr reich und wollt ein wohlerzogenes, engelgleiches, aber armes Mädchen heiraten.

In solchen und ähnlichen Fällen ruft die Mutter zu Hilfe, die fast immer mitleidiger ist als der Vater, oder bittet einen vertrauten Freund um Rat und Unterstützung, vielleicht einen der wenigen, der in eurem Herzen wie in einem Buche zu lesen versteht und euch nie geschmeichelt hat.

In diesen häuslichen Zwistigkeiten finden sich Vernunft oder Unrecht selten auf einer Seite allein

vor; gewöhnlich ist nach hüben und drüben ein wenig ausgeteilt worden. Eure eigenen Hände zittern viel zu sehr, als daß ihr die Bilanz der Gerechtigkeit stramm zu halten und das Für und Wider richtig abzuwägen verständet. Eure Mutter dagegen, die euch liebt wie niemand anders auf Erden, eure Braut nicht ausgenommen euch je lieben kann, euer Freund, der euch kennt und die Angelegenheit von einem leidenschaftslosen, aufgeklärten Standpunkt betrachtet, sie geben euch recht oder unrecht nach gewissenhaftestem und gerechtestem Abwägen, und wenn ihr nicht toll oder ein Kretin seid, so werdet ihr schließlich denen Glauben schenken, die euch lieben und euer Bestes wollen, und je nachdem werdet ihr euch des weiteren in euren Widerstand verbohren oder euch für überwunden erklären.

Jener alte Grieche klagte gegen Philipp von Macedonien, und jener moderne Müller wandte sich an das Berliner Kammergericht und beide erhielten gegen Philipp und gegen Friedrich den Großen ihr Recht. Mutter und Freund aber appelliren an euch selbst, der zwar noch nicht liebesnüchtern, aber doch ein wenig minder heißhungrig geworden ist, und vielleicht gewinnen sie ebenfalls schließlich den Prozeß gegen den König aller Könige, die Liebe, die noch viel stärker

ist als Philipp, viel größer als Friedrich der Große je gewesen war.

Wenn sie euch wahrhaft lieben und Personen von gesundem Verstande und Herz und Gemüt sind, so werden sie nicht „nein", und noch weniger „niemals" antworten, sondern sich zu sagen begnügen:

„Ein bißchen Geduld! Warte noch ein wenig!"

Die Zeit ist der erste, der geschickteste Korrektor der Druckbogen der Liebe, und die Politik von Fabius dem Zauderer, der so viele Kriege zu gewinnen wußte, lief darauf hinaus, die Kriege in den Scharmützeln und kleinen Schlachten zu entscheiden.

Der Probirstein ermöglicht uns die Unterscheidung des Goldes von unedleren Metallen, die Zeit die unzweideutige Unterscheidung der wahren Liebe von dem fleischlichen Verlangen, von dem Kitzel der Eigenliebe, von allen „Christofle"-Lieben.

Und wenn ihr außer auf Mutter und Freunde auch noch auf die lange Erfahrung des Schreibers dieser Zeilen hören wollt, so sagt, bittet und fleht er euch:

„Laßt der Zeit Zeit. Sagt weder: Immer, noch: Niemals!"



Neuntes Kapitel.

Die Hölle.

Ich sitze in einer Trattoria in der am Meere gelegenen Stadt * * *. Die Badesaison ist auf ihrer Höhe angelangt. Das Salzwasser und die Sommerfrische feiern ihren Karneval. Jeder vergißt für einige Wochen die Arbeiten und Bitterkeiten des stürmischen Lebens.

Ich erwarte an einem am offenen Eingange unter einem Dache von Reblaub und Winden stehenden Tische meine Mahlzeit. Die Meeresbrise dringt bis zu mir; sie spielt mit dem Tischtuche und scherzt mit meinen Haaren; sie mischt sich in den Duft der rot, weiß und violett liebäugelnden Blüten. Auch sie freuen sich des Lebens inmitten aller dieser Fröhlichkeit von Sonne, Grünem und Frische.

Fast alle Tische unter dem Laubengange und in

dem Schatten der Bäume sind mit zufriedenen Leuten besetzt, die nach soeben genossenem Bade, erfrischt und voller Appetit, fröhliche Gespräche pflegen. Auch das menschliche Leben kennt die guten Viertelstunden.

Am Nebentische sehe ich eine Lehrerin; sie ist im Auftrage einer Familie mit zwei Kindern von zehn und zwölf Jahren hierher gekommen und gibt, getreu ihrem Berufe, ihren Zöglingen ungenirt lauten Unterricht in der Moral und den guten Sitten, während sie gleichzeitig mit dem Eifer einer Ausgehungerten dem Essen zuspricht. Ich weiß nicht, wie sie es anstellt, daß sie ihren erziehlichen Redefluß trotz fortgesetzten Essens und Trinkens nicht zu unterbrechen braucht. Die Zöglinge hören ihr gar nicht zu; sie schielen einander an und amüsiren sich augenscheinlich über den unerschöpflichen Redeborn ihrer Erzieherin.

Weiterhin sitzen drei Jünglinge. Sie haben, wie es scheint, ihre Prüfung gut bestanden und zur Belohnung von ihren Eltern Geld zu einer Ferienreise erhalten. Sie lachen und scherzen. Trunken von Jugend und Freiheit, beneiden sie gewiß keine lebende Seele. Einer von ihnen hat seine Mahlzeit beendet. Um seine Zeche von einer Lira und fünfzig Centesimi zu begleichen, holt er einen roten Hundert-Lireschein vor und reicht ihn dem Kellner mit einer affektirten Nach-



lässigkeit, damit auch die ganze Welt den Schein sehen kann. Es ist der erste Schein dieser Art, den er besitzt, und schon zweimal hatte er ihn am Morgen hervorgezogen, um den Kaffee von fünfzehn Centesimi und das Bad im Betrage von einer halben Lira damit zu bezahlen. Niemand hatte ihn ihm wechseln wollen, und auch der Kellner bedauert zu seiner großen Freude sehr, denn nun wird er ihn zum vierten-, zum fünften-, vielleicht auch noch zum sechstenmale wechseln lassen können.

Mir gegenüber speist eine Familie von sieben oder acht Personen. Die Kinder in einer chromatischen Skala der Größe und der lebhaften Farben zählen von zwei bis zu fünfzehn Jahren. Jedes von ihnen singt in seiner Art seine Fröhlichkeit; bald springt dieses, bald jenes auf, um hierher oder dorthin zu klettern oder mit einem kleinen Hündchen zu spielen, dem sie die besten Bissen von ihren Tellern reichen. Der Vater ist ein roter, fetter Herr. Er sitzt in Hemdärmeln da und lächelt seiner ihm gegenüber sitzenden blonden Gefährtin zu. Es ist die Widerspiegelung ihres Lächelns über all das Jauchzen, Plauschen, Lachen und Tollen um sie her.

Alle diese Leute, so verschiedenartig in Bezug auf Alter, Lebenslage und geistige Veranlagung, geben sich

derselben Fröhlichkeit hin, die sie von dem Meere, dem Vater des planetarischen Lebens, dem Spender des Lebens und der Energie, mitgebracht zu haben scheinen. Inzwischen läßt die Sonne ihre goldenen Strahlen durch die Weinranken, die Winden und den Epheu schlüpfen und malt mit den Schatten und Halbschatten der Blätter allerhand Flecken, Aureolen und Geflimmer auf die Tischtücher, auf die Kleider der Frauen, auf die rosigen Gesichtchen der Kleinen und den Kies des Gartens.

Auch ich, der einsame Beobachter, freue mich dieses sonnenvollen Festes fröhlicher Leute. Ich war mir gar nicht bewußt, daß ich nur nach rechts und nach vorn geblickt hatte. Als ich mich jetzt heiteren Blickes nach links wandte, war ich schon von vornherein auf den Anblick anderer heiterer und lichtvoller Scenen gefaßt.

Das Bild dort aber sah ganz anders aus!

An einem sauberen und wie die anderen weiß gedeckten, mit den launigen Spielereien der Sonne und der Schatten ebenfalls bemalten Tische, saßen zwei Personen, ein Herr und eine Dame.

Er zählte vielleicht dreißig, sie fünfundvierzig Jahre. Er ein schöner, robuster Mann von männlicher Willenskraft, sie verblüht, fett und schwammig.



Einen Hals besaß sie wohl auch, nur sah man ihn nicht, denn der schwere Kopf schien schief auf die Brust aufgesetzt zu sein, und alle die Kunststückchen, die aufgeboten waren, um den hinteren höckerähnlichen Fettwulst zu verbergen, schienen einen zweiten vorderen erst ins rechte Licht zu setzen. Auch ihre Gesichtszüge waren häßlich, die Hände plump, die Finger mit Ringen überladen; an den Ohren trug sie kostbare Gehänge, auf der Brust ein großes, mit Brillanten besetztes Medaillon, in welchem man ihr eigenes Bild sah. — Zweifellos Mann und Frau.

Sie aß, aber sichtbar ohne Genuß, denn jeder Bissen wurde mehreremale zwischen den Kiefern hin- und hergewälzt, während der folgende auf die Gabel gespießt lange warten mußte, bis er an die Reihe des Verschwindens kam. Sie weinte nicht, die arme Mißgestaltete, das heißt, es rannen keine Thränen über ihr Gesicht, aber sie schneuzte sich von Zeit zu Zeit die Nase, und ihre traurig blickenden Augen schwammen in feuchtem Schimmer. Sie legte von Zeit zu Zeit mechanisch ihre Gabel auf den Teller, wenn auch ein Bissen an ihr steckte, und blickte ihn, den Gatten, liebevoll und zärtlich an. Sie erwartete und erflehte einen gleichen Blick von ihm.

Aber dieser Blick kam nicht. Mit der einen Hand

stopfte er große Bissen in den gefräßigen Mund, in der andern hielt er eine Zeitung, die er mit geheucheltem Interesse las, um jede Anrede seiner Gattin zu vermeiden. Auch er weinte nicht, er schneuzte sich nicht einmal die Nase, doch seine Stirn zeigte der Furchen viele; auch ihn schmerzte eines jener verborgenen innerlichen Leiden, die man nicht gesteht, die jedoch die Seele wie mit stählernen Nadeln durchbohren.

Ich konnte die Augen nicht mehr von jenem stummen, herzergreifenden Schauspiel abwenden.

Nach einer langen Pause fragte sie furchtsam und schüchtern, als ob sie ein Verbrechen beginge:

„Willst Du nicht noch etwas?"

Er schrak zusammen, als hätte ihm jemand eine Ohrfeige gegeben. Er wandte sich ihr zu, wobei er den Mund verzerrte, als wäre er von einer plötzlichen Uebelkeit befallen worden:

„Nein, ich will nichts mehr."

Selbst dieses „Nein" wurde heftig und verächtlich gesprochen; selbst dieses „Nein" wollte und sollte eine Ohrfeige für diejenige sein, die es zu hören bekam.

Er ließ seinen Blick längere Zeit auf ihr ruhen. Dieser Blick sprach von Zorn, Haß, Gewissensbissen und Ekel. Es schien, als hielte er in diesem Augen-

blick nochmals eine Parade ab über alle die Häßlichkeiten seiner Frau, die ihm vielleicht nie zuvor so abstoßend erschienen war. Diese Runzeln und grauen Haare, dieser Höcker, dieser unförmige Hals, diese eingesackten Schinken gleichenden Arme; und dazu diese Ringe und Schmucksachen, die mit ihrem Erstrahlen all dieses schlaffe, fahle Fleisch nur zu verhöhnen schienen — kurz diese ganzen Umrisse von Unförmigkeiten, diese groteske Verletzung des guten Geschmacks bedeuteten in Wahrheit ebenso viele Ohrfeigen für den schönen und kräftigen jungen Mann, der Jugend und Männlichkeit an eine beklagenswerte arme Frau verkauft hatte, die in dem Glauben gewesen war, noch lieben und geliebt werden zu können.

Auch sie waren kurz vorher in den salzigen Wogen des Meeres untergetaucht, auch sie hatten die Strahlen der Sonne getrunken, aber Meer und Sonne hatten die eigene Fröhlichkeit auf die beiden Verruchten nicht zu übertragen vermocht, welche fleischliche Lust für Gold ausgetauscht, welche die heilige Liebe in eine ehrlose Prostitution des Leibes und der Banknoten verwandelt hatten.

*

Sie hatte bereits den Beginn der zweiten Jugend überschritten, er war noch ein junger Mensch.

Sie entkleidete sich gerade. Er lag bereits in seinem Bette und folgte mit neugieriger Aengstlichkeit der Enthüllung des einst so schönen, geschmeidigen, berauschenden Körpers, dessen Wonne jetzt untergegangen war in den wulstigen Formen des wuchernden Fettes.

Er wollte sich diesem Anblick entziehen und vergrub seinen Kopf in den Kissen. Aber eine krankhafte Neugier ließ ihn gleich darauf zu seiner Beobachtung zurückkehren.

Ihr hatte schon oft genug der Spiegel die Mißgestalt ihres Körpers angezeigt. Sie entkleidete sich daher gern allein. Diesesmal aber hatte es vor ihm geschehen müssen.

Sehr geschickt wußte sie die gefährdetsten Stellen ihres Leibes zu verhüllen; mit einem letzten Anfluge von Kokketterie entblößte sie nur ihre Schultern, das „ultimum moriens“ des weiblichen Körpers. Aber das Mißtrauen zu sich selbst, die Furcht vor den ihren Leib Zoll für Zoll durchbohrenden Blicken, machten ihre Hände unsicher. Mit einem Ruck glitt ihr Hemd bis auf die Füße, und unbarmherzig enthüllte sich das Gesamtbild dieses ungeheuerlichen Schiffbruches in seinem ganzen Umfange vor ihm und vor ihr.

Sie stieß einen Schrei aus und bückte sich, um ihre Blöße wieder so schnell es ging zu bedecken.

Er aber, der grausame Egoist, vergaß alle Freuden, die ihm dieser einstmals so schöne und jugendkräftige Körper gewährt hatte. Er schleuderte ihr entrüstet die Worte ins Gesicht:

„In einem gewissen Alter sollte man doch ein wenig mehr Schamhaftigkeit zeigen!“

Von jenem Abend, von jener Stunde an waren die beiden zu Feinden geworden, zu zwei an dieselbe Kette geschmiedeten Galeerensklaven.

*

Mehr liegend als sitzend ruhte sie auf dem Kanapee, umgeben von großen und kleinen Kissen, die ihr erlaubten, alle Augenblicke den Rahmen des Bildes, das heißt ihrer selbst zu verändern. — Sie rauchte eine Cigarrette und auf ihrem Schoße lag ein französischer Roman, der sie scheinbar nicht sehr befriedigt hatte, denn sie gähnte eben.

Dieses Gähnen wurde durch das plötzliche Oeffnen der Eingangsthür unterbrochen. In dieser Weise trat nur „Er“ ein, aber diesesmal war er mehr als nur der gewöhnliche „Er“. Er war zwar immer Gatte, aber heute der Gatte im Zorn.

Er trat mit dem Cylinder auf dem Kopfe und mit dem Stocke in der Hand in das Gemach; es schien, als wollte er soeben ausgehen oder als wäre er in diesem Augenblick heimgekommen. Das letztere war der Fall. Von einem Ausgange zurückgekehrt, hatte er im Vorzimmer einen Brief in großem Format in Empfang genommen, der eine Rechnung der Schneiderin, bereits die dritte oder vierte in wenigen Monaten, enthielt. Die Schlußsumme war eine sehr hohe, viel beträchtlicher als gewöhnlich.

Mit diesem Papier in der Hand war er in den Salon gekommen, um ihr einen Auftritt zu bereiten.

„Will mir die gnädige Frau nicht sagen, wann diese Rechnungen endlich einmal ein Ende nehmen werden?"

Sie antwortete nicht und rauchte gelassen weiter; eine leichte Röte färbte ihr Antlitz.

„Die gnädige Frau scheint sich für eine Millionärin zu halten. Im Laufe von vier Monaten ist das bereits die dritte Rechnung. Welches Spiel spielen wir eigentlich, meine Gnädige? . . ."

Und die Gnädige legt die aufgerauchte Cigarrette auf ein japanisches Schälchen. Sie streckt die wollüstigen Glieder und enthüllt wie zufällig den Fuß einer Fee und ein geradezu klassisches Bein. Schon

mehrfach hat eine solche Ausstellung der heiligen Liebespfänder große Stürme besänftigt. Doch heute entwaffnen weder Fuß noch Bein den Gatten, der den Stock auf einen Sessel geworfen, den Hut aber hartnäckig auf dem Kopfe behalten hat, als könnte er durch diesen Akt seinen Worten eine größere Schärfe und seinen Drohungen einen besseren Nachdruck verleihen. Inzwischen zerknitterte er das unschuldige Stück Papier in der sich krampfhaft öffnenden und schließenden Hand.

„Ich werde diese Rechnung nicht bezahlen. Sieh zu, daß diesmal das Geld aus Deiner Tasche kommt. Du hast ja genug, natürlich von mir geschenkte Schmucksachen. Trage sie aufs Versatzamt. Vielleicht lernst Du dann, daß man mit dem Gelde anderer nicht die Prinzessin spielen darf . . .“

Füßchen und Wade schämen sich ihrer Niederlage und ziehen sich schnell unter das Kleid zurück. Endlich öffnet auch die Dame den Mund und sagt:

„Mir scheint, Du willst mich zwingen, eine lächerliche Figur in der Gesellschaft zu spielen!“

„Ach was, Gesellschaft! Eine ägyptische Gesellschaft das! Viele Frauen, die vollendetere Damen sind als Du, verbrauchen nur die Hälfte. Ich habe mich erkundigt und weiß ganz genau . . .“

„Ja, Deine Fifi wird es Dir gesagt haben! Deren Rechnungen, die wahrscheinlich viel gesalzener sind als die Deiner Frau, bezahlst Du anstandslos!“

Nie zuvor hatte die Gattin den Namen dieser Tänzerin ausgesprochen. Der Gatte glaubte bis zu diesem Augenblick, seine Frau wisse überhaupt nichts von seinen Beziehungen zu der Kleinen.

Er errötete bis unter die Haare, er runzelte die Stirn und schüttelte sich, als hätte ihn eine Schlange gestochen. Das Zwiegespräch erhitzte sich jetzt bis zur Brutalität.

„Also auch eifersüchtig und unverschämt sind wir! Ich glaube, wenn man keinen Pfennig Mitgift in die Ehe gebracht hat, sollte man auch ein wenig bescheidener und vor allem sparsamer sein.“

„Gut, sehr gut, mein Herr! Ich habe meine Jugend, meine Schönheit und auch eine Mitgift in die Ehe gebracht. Ja, mein Herr Frechmatz, eine gute Mitgift, einen wirklichen Reichtum; leider ging er bei dem großen Krache der Bank von Toscana verloren. War das meine Schuld? Und was haben Sie beigesteuert? Einen kahlen Kopf, falsche Zähne und einen von allen Lastern abgezehrten Körper!“

„Ah, Du hast eine Mitgift gehabt? Leider habe ich nie etwas davon gewußt! — Ich habe an Stelle

von Schätzen immer nur das Gold gesehen, mit welchem Deine Zähne plombirt wurden... Verkaufe dieses Gold und bezahle damit Deine Schneiderin..."

Die Rechnung flog durch die Luft zu den Füßen der Dame nieder.

Der Gatte stürmte aus dem Salon und schlug die Thür mit einer Gewalt zu, daß alle die japanischen Nippessachen und der andere Firlefanz auf den Tischen noch lange hernach erzitterten.

Sie aber steckte eine neue Cigarrette in Brand und machte sich mit der ganzen Kraft ihres Denkens daran, eine die soeben empfangene Beleidigung ausgleichende Rache zu ersinnen . . .

*

Sie saß einsam in ihrem kleinen Salon vor ihrem mit Elfenbein eingelegten Schreibtische aus Ebenholz und schrieb emsig. Sie lachte vor sich hin wie jemand, der an eine ihm sehr teure Persönlichkeit schreibt und ihr mit Zärtlichkeiten überzuckerte Grobheiten sagt.

Man hörte in dem kleinen Salon nur das sanfte, rhythmische Geknister der über das Papier gleitenden Stahlfeder . . .

Sie war in ihren Brief so vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, wie jemand die Portière zurückschob, den Raum betrat und plötzlich neben ihr stand.

Dieser Jemand war zweifellos nicht der Adressat des Briefes, denn als sie für einen Augenblick das graziöse Köpfchen erhob, um nach einem hübscheren, mutwilligeren Ausdrucke zu suchen, sah sie ihren eigenen Gatten an ihrer Seite, den sie fern vom Hause geglaubt . . .

Sie stieß unwillkürlich einen leisen Ruf des Schreckens aus und bedeckte schnell mit der rechten Hand das Briefpapier.

„Ach, Du bist es? . . . Warum jagst Du mir solche Furcht ein?"

„Das nächstemal lasse ich mich anmelden . . ."

Diese Worte waren ohne jeden Zorn, mit einer heitern Ruhe gesprochen, aber der Mund des Mannes lächelte mit teuflischer Ironie.

Das Lächeln verwandelte sich allmälich in ein wirkliches Lachen, zu welchem das Hin- und Herwiegen des Kopfes den Takt zu schlagen schien.

„Schreibst Du vielleicht an den Grafen B . . .? Wer schreibt besser, er oder Du? Seine Briefe sind wirklich allerliebst! Welch eine Leidenschaft! Leidenschaft ist noch nicht das richtige Wort; es klingt noch zu schmeichelnd. Wir müßten besser sagen: welch eine ‚Sinnlichkeit' und ‚Frivolität' . . . Welches dieser Worte scheint Dir zutreffender?"



Die Dame wurde bleich wie eine Tote. Die Feder war ihrer Hand entfallen und hatte das elegante Briefpapier durch einen häßlichen Klecks verunziert.

Doch der Gatte lachte noch immer. Er hatte sich der Gemahlin noch mehr genähert, einen Stuhl zum Schreibtisch herangezogen und streichelte ihr jetzt liebevoll das Haar.

„Hast Du etwa Furcht? Wovor? Glaubst Du vielleicht, ich werde Dir einen Auftritt machen und vielleicht Dich und später mich töten? Laß nur! Ich liebe weder die Scenen noch die Doppelmorde, höchstens in den Romanen und auf der Bühne, doch nur wenn der Verfasser Talent hat . . . Warum jedoch sollte ich diesen schönen persischen Teppich hier mit Deinem Blute besudeln, warum vielleicht mit dem meinigen Dein schönes Briefpapier bespritzen, das Du mit so niedlichen Liebesworten zu füllen verstehst? Das wäre doch zu schade, ja, ein Verbrechen, jedenfalls aber eine Dummheit. — Ich bin lediglich hier, um mit meiner süßen und teuren Gefährtin einen Vertrag zu schließen . . .“

Und er drückte einen langen Kuß auf die blonden Ringellöckchen ihres Nackens.

Ihr schien es, als durchzuckte sie dieser Kuß wie glühendes Eisen. Sie wandte den Kopf zur Seite und

starrte betroffen und geängstigt den Gemahl mit verglast scheinenden Augen an.

Nein, er sah wirklich nicht wie ein Mörder aus. Er war heiter, fröhlich, ein guter Kerl, der sich einen ganz unschuldigen Spaß zu erlauben gedenkt.

„Gib mir eine Cigarrette ... Wie doch die Luft nach diesen Cigarretten duftet! Sie müssen geradezu excellent sein. Hat sie Dir vielleicht ebenfalls Graf B. aus Konstantinopel mitgebracht?“

Er wartete gar nicht ab, bis sie ihm eine reichte; er langte selbst eine Cigarrette aus einer Bronzeschale und zündete sie an ...

„Ich sagte Dir also, daß ich einen Vertrag mit Dir abschließen will, einen Handelsvertrag, bei welchem wir beide gewinnen müssen ... Sieh nur.“

Und der Gatte zog bedächtig aus der Tasche seines Ueberrockes ein duftendes, von einer Goldschnur zusammengehaltenes Päckchen Briefe hervor.

„Ich habe hier einen Schatz! Es ist die vollzählige Sammlung aller Briefe des Grafen B. an Dich. Kein einziger fehlt! Dein von Dir in der vorigen Woche weggejagtes Kammermädchen hat sie mir kostenlos zum Geschenk gemacht... Hundertunddreißig sind es! Innerhalb dreier Monate geschrieben! Wie viel gibst Du mir für diesen Schatz?“

Die Dame fühlte sich jetzt über etwaige Mordgedanken des Gemahls vollständig beruhigt und blickte ihn verächtlich an. — Sie empfand nun weder Furcht noch Gewissensbisse. In diesem Augenblick hätte sie nichts sehnlicher gewünscht, als daß diese Briefe nicht von einem, sondern von zehn, von hundert Liebhabern stammten, und daß einer nach dem andern ihn ohrfeigte, ihm in das Gesicht spiee!

Auch sie lachte jetzt.

„Bravo, herrlich! Du bist ein geistvoller Mann. Gib mir einen Kuß!"

Und der Kuß wurde gegeben, eine treue Nachahmung desjenigen, den vor zwanzig Jahrhunderten Judas dem Christus gab.

„Tausend Lire sollst Du haben!"

„O, o, o!"

Darauf ein anhaltendes, geräuschvolles Gelächter seinerseits.

„Tausend Lire, tausend Lire! Was fällt Dir ein? ... Zehntausend verlange ich, keinen Soldo mehr und keinen Soldo weniger. Wenn nicht, schenke ich sie Deinem Vater mit Ausnahme der zwei oder drei gemeinsten, die ich den Zeitungen zur Veröffentlichung geben würde. Ist Dir das angenehmer?"

„Gib sie, wem Du willst! Ich würde sofort behaupten, daß sie von Dir selbst erdichtet sind . . . Mein Vater hält viel zu große Stücke auf mich.“

„Hm! Dein Vater ist kein Dummkopf, und die Unterschrift des Grafen ist echt. Also, zehntausend Lire!“

„Fünf werde ich Dir geben.“

„Das ist zu wenig. Ich muß die Rechnung von Ninas Modistin bezahlen und will nach Paris reisen.“

„Also sechs!“

„Nein, zehn, keinen Soldo mehr, keinen weniger.“

„Gut, ich werde Dir die zehntausend Lire geben. Und jetzt die Briefe. Du schwörst mir, daß es alle sind?“

„Sieh nach den Daten, es sind alle. Uebrigens hat sie der Graf mit roter Tinte numerirt, vielleicht gar mit seinem Blute.“

Er lachte herzlich über diesen Witz.

„Wenn Du mir die zehntausend Lire bringst, händige ich Dir die Briefe ein . . . nicht eher.“

. . . .

Der Vertrag kam zu stande, die Summe wurde beschafft, die Briefe ausgeliefert.

Der Gatte hat Ninas Rechnung bei der Modistin bezahlt und ist nach Paris gereist . . . Ja, er ist bereits wieder heimgekehrt und lebt noch immer im

Hause seiner Frau. Er hofft sie nämlich eines schönen Tages wieder schröpfen zu können.

Und sie?

Sie hat einen neuen Liebhaber gefunden. Mit diesem wechselt sie indessen keine Briefe. Wenn er sich über ihre befremdliche Weigerung beklagt, so schlingt sie die Arme um seinen Hals, küßt ihn auf den Mund und sagt:

„Wiegt nicht jeder Kuß einen Brief auf?“

Der Gatte rechnet daher bis jetzt noch immer vergeblich auf die Entdeckung eines zweiten Päckchens duftender, von einem Goldfaden zusammengehaltener Briefe, die mit einer fortlaufenden, mit roter Tinte, vielleicht gar mit Blut geschriebenen Nummer gezeichnet sind.



Zehntes Kapitel.

Das Fegefeuer.

In wenigen Ehen begegnet man der Hölle, die wenigsten aber erfreuen sich der höchsten Seligkeiten des Paradieses. Die meisten bleiben auf halbem Wege zwischen beiden Polen, also im Fegefeuer. Sie hausen dort ohne Hoffnung auf Erlösung, aber auch ohne Furcht, zwischen die Teufel geschleudert zu werden. Nach einem mehr oder weniger langen Honigmond steigen sie zur Erde hernieder und wandeln hier bald zwischen Dornen und Nesseln, bald zwischen blühenden Gartenbeeten bis zum Tode.

Wollte man alle Formen und Zwischenfälle dieses ehelichen Fegefeuers beschreiben, so würde das gesamte menschliche Universum kaum dazu ausreichen. Ich werde mich auf einige dem wirklichen Leben ent-

nommene Fälle beschränken, und man mag von diesen Beispielen auf den Rest schließen.

*

Es ist acht Uhr morgens. Er ist schon eine geraume Weile wach, sie schläft noch fest und friedlich.

Er hat sich über eine Stunde ruhig und schweigsam verhalten. Er liest bereits die Zeitung, raucht eine Cigarrette und blickt von Zeit zu Zeit zu seiner Frau hinüber in der süßen Hoffnung, daß sie bald von selbst erwachen wird. Allein diese Hoffnung erfüllt sich nicht.

Er hat bereits mehrmals gehustet, sich die Nase geschnaubt und am Bette gerüttelt; alles ist vergeblich.

Die Erwartung hatte sich erst in Ungeduld verwandelt, die Ungeduld sich jetzt zu einer unerträglichen Aufregung gesteigert.

Er drückt nun einen sanften, süßen, ganz leisen Kuß auf ihren Mund. Sie fährt erschrocken zusammen, öffnet die Augen weit, blickt ihn, der ein Lächeln oder eine gleichwertige Antwort auf seine stumme Frage erwartete, vorwurfsvoll an und sagt:

„Wie kannst Du nur mich so erschrecken! Warum weckst Du mich so plötzlich?“

„Ich glaubte, mein Kuß würde Dir ein Vergnügen

bereiten. Ich hoffte, Dich vorsichtig, ohne jede Erschütterung geweckt zu haben."

„Aber Du weißt doch schon lange, daß es mir schadet, in solcher Weise geweckt zu werden; ich bekomme gleich Herzklopfen und bin dann den ganzen Tag krank."

„Ich bin schon seit sechs Uhr wach und habe zwei volle Stunden geduldig auf Dein Erwachen gewartet. Du hast neun Stunden geschlafen . . ."

„Und wenn ich hätte zehn Stunden schlafen wollen, dürftest Du mir das auch nicht vorhalten! Weißt Du nicht mehr, daß ich gestern den ganzen Tag wie ein Hund gearbeitet, daß ich die Wäsche gezählt, den Salon in Ordnung gebracht habe und durch die Läden gelaufen bin, um den passenden Flanell für Deine Hemden zu finden? Du untergräbst meine Gesundheit und machst, daß ich noch eine ernstliche Herzkrankheit bekomme durch Deine häßliche Angewohnheit, mich jählings zu wecken."

„Bitte, lehre mich doch, wie ich Dich eigentlich wecken soll."

„Wenn Du ein wenig mehr Rücksicht nehmen und Deine Selbstsucht einschränken könntest, so würde ich es gerne thun . . . Du denkst aber leider nur an Dich."

Das Zwiegespräch nahm von ihrer Seite bereits einen häßlichen, erbitterten, unterdrückt galligen Ton an.

Er litt darunter, hoffte jedoch noch immer auf eine Versöhnlichkeit . . .

Er versuchte ihr Herz zu rühren . . .

„Laß mich fühlen, ob Dein Herz wirklich heftiger als sonst schlägt."

Sie drehte ihm aufgebracht den Rücken zu.

„Laß mich in Ruhe. Erst machst Du mich krank, und dann willst Du noch Deinen Scherz mit mir treiben . . . Du wirst mich schließlich noch unter die Erde bringen."

Nun wendete auch er sich von seiner Frau brummend ab. Er hing jetzt traurigen Gedanken nach über jene doppelsinnige chemische Kombination, die sich Ehe nennt.

*

„Höre, Herz, heute möchte ich eine Stunde früher als sonst essen."

„Und warum?"

„Weil ich nichts gefrühstückt und einen starken Hunger habe."

„Ich aber habe noch keinen Hunger, weil ich zu viel gefrühstückt habe."

„Abgesehen vom Appetit, veranlaßt mich noch

etwas anderes zu dieser Bitte. Ich habe Johannes, meinem ältesten und besten Freund, wie Du weißt, versprochen, ihn auf dem Bahnhofe bei seiner Durchreise nach Rom zu begrüßen ..."

„Wer weiß, ob dieser Johannes nicht eine Johanna ist."

„Willst Du mich, zu Deiner Beruhigung, begleiten?"

„Gott soll mich bewahren! Ich bin nicht eifersüchtig."

„Mehr als zuviel. Du bist es nur an sieben Tagen der Woche und siebenmal am Tage. Du bist immer eifersüchtig und thust mir damit immer unrecht."

„Ich glaube Dir wirklich. Ich scherzte nur."

„Also gut, wir essen heute um fünf, anstatt wie sonst um sechs."

„Unmöglich! Annette hat eine so alte und harte Henne gekauft, daß sie gut sieben Stunden kochen muß, bis sie weich wird."

„Dann werde ich heute einmal kein Huhn essen."

„Es wird nicht bei dem Heute bleiben. Du wirst doch Deinen Johannes noch einmal auf seiner Rückkehr von Rom begrüßen wollen."

„Er reist auf einer andern Strecke zurück. Ich weiß, daß er über Civitavecchia und Genua fahren will."

„Also kurz und gut, Sie höflicher Herr, wir können nicht um fünf Uhr essen.“

„Schön! So oft ich Dich um etwas bitte, findest Du tausend und eine Schwierigkeit heraus, nur um meine Absichten zu durchkreuzen. Es ist immer so gewesen, seit wir geheiratet haben, und so wird es für alle Zeit bleiben.“

„Und Du bist immer noch derselbe verbissene und unfehlbare Mensch. Du willst immer befehlen auch in Dingen, in denen die Hausfrau die Herrin sein und bleiben muß ...“

„Gut so, gut so! Weil ich Dich bitte, das Essen anstatt um sechs, um fünf Uhr anrichten zu lassen, hältst Du mir Deine übliche Philippika ... Ich kenne sie nachgerade auswendig.“

„Es scheint mir nicht, als ob Du sie auswendig wüßtest, denn Du bist unverbesserlich und Du willst immer recht behalten. Deinetwegen kann die Gesundheit Deiner Frau und Deiner Kinder, Deinetwegen kann auch die ganze Welt in Stücke gehen.“

„Gut, Du hast recht. Ein hartes Huhn wird Dich umbringen. Wir wollen um Gottes willen nicht von solchen Dummheiten schwatzen.“

„Aber wenn Du anfängst! Danke für das Kompliment. Wenn ich eine Schwätzerin bin, so bist

Du der Egoist, ein Bauer, Du hättest lieber nicht heiraten sollen."

„Und Du ebenfalls nicht, Du unerträgliche Brummliese!"

„Nur weiter so! Findest Du vielleicht noch mehrere so liebenswürdige Ausdrücke in Deinem zarten Munde?"

„Ja, noch viele. Du bist närrisch und unverständig. Aus einem seidenen Faden machst Du gleich ein Schiffstau, und in jeder kleinen Sache suchst Du einen Vorwand zum Zanke, nur um mich ebenfalls in Galle zu bringen. Ich glaube, Du leidest bereits an der Leber. Rufe den Arzt, Du könntest sonst die Gelbsucht bekommen ..."

„Du wirst bald die Gelbsucht bekommen; und um Dir zu beweisen, daß der Schwatzhaftere von uns beiden Du bist, schweig' ich und gehe."

„Auch ich gehe und werde weder um fünf noch um sechs zum Essen kommen, sondern im Wirtshaus essen. Dort werde ich wenigstens nicht den impertinenten Ton Deiner Stimme hören und Dein sinnloses Gefasel. Dieses Stündchen wird mir wenigstens die Süßigkeiten der Ruhe gewähren, die ich leider in allen mit Dir gemeinsam zu verlebenden stets vermissen muß ..."

Er ist Direktor einer großen Fabrik und sitzt bereits in früher Morgenstunde am Schreibtisch. Es ist Sonnabend, er muß die Wochenbilanz ziehen und die Arbeiter auszahlen.

Er ist sehr schlecht gelaunt, denn er hat die Entdeckung gemacht, daß der Kassirer unterschlägt und der Oberingenieur ein Dummkopf ist. Viele Korrespondenten haben sich bereits über die schlechte Qualität der Erzeugnisse der Fabrik beklagt.

Er hat die beiden Ellenbogen auf den Tisch gestemmt; das Haupt zwischen den Händen starrt er mechanisch, ohne zu lesen, auf das vor ihm liegende mit Ziffern beschriebene Blatt Papier.

Sie dagegen ist von der besten Laune, denn sie fühlt sich wohl. Beim Kämmen ihrer Haare vor dem Spiegel hat sie sich noch immer hübsch, sogar sehr hübsch gefunden. Und dann hat auch ihr kurz vorher erwachtes Kind sich von selbst in der Wiege aufgerichtet und zum erstenmale lächelnd „Mama“ gesagt.

Trunken vor Freude hat sie es umarmt; wie es da war in seinem weißen Hemdchen, hat sie es in die Arme genommen und ist in das Arbeitszimmer des Gatten gelaufen. Sie hatte die Thür geöffnet, ohne zu klopfen, und ohne sich vorher umzusehen, ob Leute

da waren oder nicht, war sie glückstrahlend in sein Zimmer hineingestürmt.

Ehe er noch Zeit hatte, die Augen aufzuschlagen, stand sie bereits am Schreibtische; sie setzte das Kind auf einen Stoß Papier und sagte gerührt:

„Gib Papa ein Küßchen.“

Der Papa liebte seinen kleinen Engel sehr, ebenso dessen Mutter, aber in diesem Augenblicke haßte er die ganze Welt, sogar sich selbst. Er hätte viel darum gegeben, wenn man nicht gerade jetzt ihn durch ein Geplauder gestört, er hätte alles gethan, nur um zu verhüten, daß Mutter und Kind gerade in diesem Augenblick eine solche Dummheit begingen.

Wie viele wilde, verschwiegene und unsichtbare Kämpfe werden nicht binnen weniger Sekunden im Gehirn eines Mannes ausgefochten!

Er sagte nichts und drückte schnell seinen Mund auf den seines Kindes.

„So, mein braver Kerl, gib mir Deinen Kuß und dann fort. Ich muß arbeiten. In meinen Haaren wühlt ein Teufel, und tausend Quälgeister martern meine Gedanken. So, so, auf Wiedersehen!“

Mit seinen unruhigen, krampfhaft arbeitenden Händen schob er Mutter und Kind in fast beleidigender Weise beiseite.

Die arme Gattin aber hatte solchen Empfang nicht erwartet und räumte nicht so schnell das Feld.

„Du, Karl, zum erstenmal hat er ‚Mama‘ gesagt, gerade beim Erwachen.“

Der Vater schwieg und zitterte vor Aufregung und Zorn über sich selbst, denn er vermochte und wußte nicht ein einziges liebevolles Wort über seine Lippen zu bringen; seine Hände konnten nicht mehr liebkosen. Vor seinen Augen schien alles schwarz, und in seinem Munde verspürte er einen so bitteren Geschmack, daß ihm Wermut zweifellos wie Honig erschienen wäre.

Und mit diesem liebreizenden Bilde vor seinen Augen soll der Mensch ein Bauer bleiben müssen! O, warum nur war diese Frau auch gerade jetzt gekommen? Warum hatte er sein Zimmer nicht abgeschlossen?

Die Mutter gab sich noch nicht besiegt. Sie drückte ihre Lippen auf seine gerunzelte Stirn, doch er ließ diese Lippen nicht zu den seinen heruntergleiten, er küßte kühl die Luft. Dieser Kuß war eine Beleidigung: er war eisig und roh.

Sie fühlte ihre Kehle sich zusammenschnüren, und ein leises Schluchzen entrang sich ihrer Brust.

„Wir gehen ja schon ... Wir wollen Dich nicht weiter stören ...“

Er sprang auf, ging an das Fenster, aber öffnete es nicht; er wühlte in seinen Haaren und jammerte:

„Gesegnet die Frauen, die nichts verstehen, die in das Zimmer dringen, um uns bei unserer Arbeit zu stören, und uns zu einem flegelhaften Benehmen gegen unsere Geliebten zwingen ... Und dann behaupten sie noch, mit uns gleichgestellt zu sein ...“

Sein Loblied auf die Frauen erklang noch des weiteren, als bereits Mutter und Kind, beide weinend, entflohen waren. Die Mutter fühlte sich durch die zwei Dolchstöße verletzt, die sie gleichzeitig, einmal als Mutter, sodann als Gattin und Weib in das Herz empfangen hatte. Das Kind hatte der lieblose Auftritt erschreckt; es schrie und schien für die Bitterkeit jener Scene ein Empfinden, wenn auch kein Verständnis zu besitzen.

Schluchzen und Geschrei hielten noch eine längere Zeit an. Sie drangen durch die Wand zum Schreibtische des Mannes und bildeten eine barbarische Harmonie mit dem Wutschnauben des ungeduldigen Fabrikdirektors.

*

„Denke Dir, mein Lieber, gestern ist der Marquis von Bellavista in unsere Loge gekommen.“

„Was wollte er? Ich wußte gar nicht, daß er hier ist.“

„Ich auch nicht.“

„Ach?“

„Ich glaubte, er wäre noch in Neapel. Er sagte mir, er reise nach Mailand zu den großen Rennen und wolle sich für einige Tage in Florenz aufhalten. Als er mich in der Loge sah, kam er herauf, um mich zu begrüßen.“

„Ich hoffe, Du hast ihm durch Dein Benehmen zu verstehen gegeben, daß Dir ein zweiter Besuch nicht angenehm wäre . . .“

„Ich war kühl, ja, aber nicht abstoßend. Du magst Deine Mutter fragen, sie hat der ganzen Unterhaltung beigewohnt.“

„Gut! Ich glaube nur, Du hast ihn bereits im Laufe des gestrigen Tages gesehen, vielleicht beim Spaziergange oder gar in unserem eigenen Hause. Weil hundert andere ihn auch im Theater gesehen haben werden, erzählst Du mir ebenfalls, daß er Dich aufgesucht hat. Du wolltest eben nur den anderen zuvorkommen.“

„Das ist eine ungerechte, herzlose Beleidigung. Ich glaube, ich habe Dir bisher kein Recht zu einem Zweifel an meiner Rechtschaffenheit gegeben . . .“

„Alle anderen Dir hofirenden Männer verdächtige ich auch nicht. Doch mit diesem Marquis liegt die Sache anders ... Vor unserer Heirat waret ihr beide sehr verliebt in einander, ja ihr waret sogar mit einander bereits verlobt, und erst im letzten Augenblick brach Dein Vater alle Beziehungen zu ihm ab, weil er sehr schlechte Auskünfte über den Lebenswandel und den Charakter seines zukünftigen Schwiegersohnes erhielt ... Die ersten Lieben hinterlassen immer einige Funken ..."

„Nein, mein Lieber, hätte ich den Marquis wirklich geliebt, so würde ich keinen andern genommen und den gegen ihn erhobenen Anklagen keinen Glauben geschenkt haben. Ich hätte gewartet, bis ich meine eigene Herrin geworden wäre, und hätte nicht einem andern die Hand gereicht ..."

„Wie lange hielt sich der Herr Marquis in Deiner Loge auf?"

„Ungefähr eine Stunde."

„Ausgezeichnet! Nur eine Stunde? Für die Zusammenkunft zweier Liebenden eine zu kurze, für einen Anstandsbesuch aber mehr als ausreichende Zeit."

„Ich konnte ihn doch nicht fortjagen."

„Wenn die Frauen wollen, können sie es einem

Manne sehr gut begreiflich machen, daß ihnen sein Besuch nicht angenehm ist. Sie verstehen es ausgezeichnet, eine Unterhaltung möglichst abzukürzen ..."

„Du könntest mich das eigentlich lehren ..."

„Ihr werdet natürlich auch von eurer einstigen Liebe, vom Schmerze der Trennung gesprochen haben?"

„Wir haben nur über Musik und Theater geplaudert."

„Ich will es glauben. Ich gehe jetzt aus. Ich will nämlich hören, ob der Herr Marquis noch hier ist, und wie lange er sich hier aufzuhalten gedenkt. Sollte er die Kühnheit haben, inzwischen hieher zu kommen, so wirst Du ihn nicht empfangen. Ich wünsche und verlange es."

„Deiner Befehle bedarf es nicht. Ich kenne meine Pflichten ..."

„Nicht immer ... Eine volle Stunde in der Loge einer Frau, die ehedem unsere Braut war, gleicht einer Beleidigung des jetzigen Gatten ..."

Sie war in der That unschuldig. Diese Verdächtigungen ihres Mannes aber beleidigten sie. Sie stampfte mit ihren Füßchen den Teppich und zerfetzte mit dem Messer einen vor ihr auf dem Tisch liegenden Band von Coppée.

Ein fixer Gedanke, der aus der Rückwirkung der

unverdienten Beleidigung entstanden war, wich nicht mehr von ihr. Der Marquis von Bellavista wäre gewiß niemals so eifersüchtig, so blind vor Eifersucht gewesen. Die Roués kennen die Herzen der Frauen ein wenig besser . . .

Der Mann hatte das Haus ohne weiteren Gruß verlassen. Er war von Café zu Café, von Klub zu Klub geeilt und hatte alle ihm begegnenden Freunde über den Marquis auszuforschen gesucht, dessen Schritten er folgte und dessen Pläne er zu erraten suchte. So quälte er sich selbst mit hunderterlei Thorheiten, eine abgeschmackter als die andere . . .

*

„Darf ich mir eine Bemerkung erlauben?“

Der Gatte ist es, der diese Frage an seine Frau richtet. Er liegt noch im Bett und dicht daneben sie ebenfalls noch im Halbschlafe.

„Was wünschest Du schon, kaum daß ich erwacht bin?“

„Ueber die französische Romanze, die Du gestern abend bei der Gräfin gesungen hast.“

„Und was hast Du zu bemerken?“

„Daß Du sehr schlecht die u ausgesprochen hast, sie klangen fast genau so wie die ou . . .“

„Hast Du vielleicht noch etwas anderes zu bekritteln?"

„Nein; werde nur nicht gleich unwirsch. Wenn nicht einmal Dein Mann Dir solche Bemerkungen machen darf ..."

„Ich danke Dir tausendmal! Vor allem finde ich die Stunde sehr passend, die Du Dir ausgesucht hast, um meine Aussprache des Französischen zu verbessern ... Anstatt mir mit einem Kuß oder einer Liebkosung oder einem liebenswürdigen Wort einen guten Morgen zu wünschen, erteilt mir der Herr Professor französischen Sprachunterricht ... Erfolgt diese Belehrung wenigstens gratis oder kostet der Unterricht auch noch etwas?"

„Setze Dich wegen einer solchen Kleinigkeit nur nicht gleich auf das hohe Roß. Du bist Toskanerin, und die u werden von Deinen Lippen stets hart erklingen, weil sie nur Milch und Honig zu träufeln verstehen. Ein zweitesmal jedoch singe lieber nichts dergleichen; man könnte sonst vielleicht sagen, Du verständest kein Französisch."

„Französisch hin, französisch her! Ich möchte den sehen, der im raschen Fluge der Musik und der Töne die u von den ou zu unterscheiden vermag ... Unterscheidet man beim Gesange doch kaum die Worte, geschweige die Vokale ..."

„Wer sie unterscheidet? Vor allem die Franzosen selbst, die unter der Verstümmelung ihrer Sprache sehr leiden, alsdann die Boshaften, die Klatsch-mäuler ... So oft Du gestern abend das Wort „dur“ wiederholen mußtest, welches Du natürlich „dour“ aus-sprachst, sah die Baronin Viktoria verstohlen zu ihrer Schwester hinüber, die sich bereits auf die Lippen biß, um nicht zu laut über Deinen Gesang zu lachen. Beide bemerkten nicht, daß ich im Spiegel ihre Grimassen sehen mußte.“

„Wer weiß, worüber sie lachten. Ich weiß nur, daß man mir sehr stark Beifall klatschte, daß alle meine Stimme lobten und meine Gesangsmethode...“

„Ich weiß ebenfalls, daß Du schön singst, aber Du weißt auch, daß in der guten Gesellschaft alles beklatscht wird, ganz besonders wenn schöne Frauen...“

„Ja, aber nur solche, die das „u“ auszusprechen wissen.“

„Du weißt alles besser; wenn ich Dir eine kleine Bemerkung mache, fährst Du gleich auf.“

„Nur weiter ...“

„Gewiß! Der Herzog von Sainte-Etienne beugte sich, während man klatschte, zu seiner Cousine hinüber und flüsterte ihr zu: ‚Sie singt sehr schön, aber ihre Stimme klingt eiñ wenig „dour“‘. Und das liebens-

würdige Cousinchen versteckte ihren Kopf hinter dem Fächer, um ein heimliches Gelächter zu verbergen ..."

Jetzt wurde es der Gattin doch zu viel. Vor Wut zitternd sprang sie aus dem Bett und rief:

„Dur oder dour! Für die Folge werde ich eine Stunde früher aufstehen, damit Du mich nicht noch toll machst. Das wird heute ein schöner Tag werden, und Dir habe ich ihn zu verdanken. Ich danke nochmals verbindlichst, Herr Sprachlehrer!"

Um diesen Wutausbruch zu verstehen, zu begreifen, warum die Unterhaltung plötzlich einen bittern Ton annahm und die vorwurfsvollen Worte sich in ein Zischen der Schlangen verwandelten, muß man wissen, daß die Cousine jenes Herzogs infolge ihrer Stellung, ihrer Jugend und Schönheit die offizielle Nebenbuhlerin der das u wie ein ou aussprechenden Dame war.

*

Sie sind bei Tisch: er, sie und vier Kinder verschiedenen Geschlechts im Alter von fünf bis zwölf Jahren.

Die Mutter bedient alle.

Er beobachtet die Verteilung einer duftenden, saftreichen Crême, runzelt die Stirne und wiegt den Kopf mißbilligend hin und her.

Dieses stumme Spiel dauert so lange, bis sie es bemerkt hat; sie legt nun ebenfalls den Löffel aus der Hand, sieht ihn schlecht gelaunt an und sagt:

„Was ist Dir? Hast Du wieder einmal etwas auszusetzen?“

„Eine kritische Bemerkung habe ich allerdings auf der Zunge, aber neu ist sie nicht. Schon seit geraumer Zeit mache ich die Beobachtung täglich beim Frühstück, beim Mittag, beim Abend. Ich behalte sie nur für mich, um jeden Auftritt zu vermeiden. Heute reißt mir aber die Geduld.“

„Lasse sie nur reißen, ich werde sie schon wieder zusammennähen.“

„Es würde Dir nichts schaden, wenn Du ein wenig gerechter sein wolltest, namentlich da Du Dir den Posten der Vorsehung anmaßest und das Gute und Schlechte mit solcher Machtvollkommenheit verteilst ...“

„Was willst Du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß Du stets zuerst den Jungens und dann erst den Mädchen gibst, während in allen Ländern und in allen Zeiten man jederzeit dem weiblichen Geschlecht den Vortritt läßt ...“

Sie lachte wie toll.

„Ich sehe hier keine Damen, sondern nur Kinder, die in meinen Augen kein Geschlecht haben und die ich alle gleichmäßig liebe ... Heute und seit einigen Tagen bediene ich Fränzchen und Peter zuerst, weil sie mir am nächsten sitzen. Als Marie auf Fränzchens Stuhl saß, bediente ich sie stets zuerst. Wollen wir mit der Etikette und der Rangordnung schon bei dem seligen Alter der Unschuld beginnen? Das wäre die reine Karikatur ..."

„Hiermit hat die Karikatur nichts zu thun, sondern die Gerechtigkeit. Du ziehst immer die Jungens vor ..."

„Und Du die Mädchen. Damit ist die Sache ausgeglichen."

„Sieh Dich um und lies von den Tellern unserer Kinder Dein eigenes Urteil ab ... Du bedienst nicht nur die Jungens zuerst, sondern gibst ihnen auch größere Portionen."

„Natürlich, sie sind die älteren."

„Nein, nein, auch den jüngeren gibst Du mehr. Du bist eben parteiisch ..."

„Es hat doch jedes von den Kindern ein anderes Alter."

„Was wollen zwei oder drei Jahre mehr oder weniger besagen? Deine Ungerechtigkeit, Deine be-

klagenswerte Parteilichkeit schafft erst diesen Unterschied."

„Sei so gut und teile Du für die Folge aus. Ich habe eine Arbeit weniger, und Dir scheint es ja eine angenehme Beschäftigung zu sein, eine herrliche Gelegenheit zur Bethätigung Deines häuslichen Gerechtigkeitssinnes. Von heute ab verteile ich nicht mehr bei Tische."

„Und ich thue es ebenso wenig!"

*

Zur Ehre der beiden Gatten, die so kleinlich über die Gerechtigkeit bei der Verteilung der Speisen stritten, muß gesagt werden, daß sie mit einander französisch sprachen, so daß die Kinder von jener Auseinandersetzung nichts verstanden haben. Damit lernten letztere wenigstens nicht bei dieser Gelegenheit begreifen, daß das Paradies der Ehe in den wenigsten Familien zu finden und daß die sogenannte menschliche Gerechtigkeit im allgemeinen etwas sehr ungerechtes ist.

*

Der Leser wird mir dankbar sein, wenn ich ihn nicht noch des weiteren mit Beispielen vom ehelichen Fegefeuer aus dem Leben langweile. Die

Hölle ist etwas Fürchterliches, aber sie hat wenigstens dramatische Momente wie alles, was groß oder blutig oder abscheulich ist. Das Fegefeuer dagegen ist so kleinlich, so armselig, so jämmerlich gewöhnlich. Es bedeutet keine Meeresorkane, es ist der Pfuhl, der uns Zoll für Zoll hinabzieht; es ist kein Biß des Tigers, sondern es sind Mückenstiche; es ist kein Schlag mit der Tatze des Löwen, sondern ein Jucken wie von Wanzen; kein Delirium, kein Verbrechen, aber ein unterdrücktes Schluchzen und verheimlichte Thränen; ein beständiges Jucken einer heilenden, von neuem sich krustirenden und abermals aufplatzenden Krätze; ein flechtenartiges Ausschwitzen böser Launen, welches vom Mark der Knochen Tropfen für Tropfen durch die Gewebe bis auf die Haut durchsickert und dort als klebriger, übelriechender Ansteckungsstoff haften bleibt.

Das ist das wenig verführerische, aber sehr, sehr wahre Bild vom ehelichen Fegefeuer. Dieses ist hundertmal schlimmer als das Fegefeuer des katholischen Glaubens. Letzteres führt nach kürzerer oder längerer Zeit endlich doch zum Paradiese, das andere aber nur zum Tode und zwar nach einer lebenslänglichen Langeweile und Oede! . . .



„Alle anderen Dir hofirenden Männer verdächtige ich auch nicht. Doch mit diesem Marquis liegt die Sache anders ... Vor unserer Heirat waret ihr beide sehr verliebt in einander, ja ihr waret sogar mit einander bereits verlobt, und erst im letzten Augenblick brach Dein Vater alle Beziehungen zu ihm ab, weil er sehr schlechte Auskünfte über den Lebenswandel und den Charakter seines zukünftigen Schwiegersohnes erhielt ... Die ersten Lieben hinterlassen immer einige Funken ..."

„Nein, mein Lieber, hätte ich den Marquis wirklich geliebt, so würde ich keinen andern genommen und den gegen ihn erhobenen Anklagen keinen Glauben geschenkt haben. Ich hätte gewartet, bis ich meine eigene Herrin geworden wäre, und hätte nicht einem andern die Hand gereicht ..."

„Wie lange hielt sich der Herr Marquis in Deiner Loge auf?"

„Ungefähr eine Stunde."

„Ausgezeichnet! Nur eine Stunde? Für die Zusammenkunft zweier Liebenden eine zu kurze, für einen Anstandsbesuch aber mehr als ausreichende Zeit."

„Ich konnte ihn doch nicht fortjagen."

„Wenn die Frauen wollen, können sie es einem

Manne sehr gut begreiflich machen, daß ihnen sein Besuch nicht angenehm ist. Sie verstehen es ausgezeichnet, eine Unterhaltung möglichst abzukürzen ..."

„Du könntest mich das eigentlich lehren ..."

„Ihr werdet natürlich auch von eurer einstigen Liebe, vom Schmerze der Trennung gesprochen haben?"

„Wir haben nur über Musik und Theater geplaudert."

„Ich will es glauben. Ich gehe jetzt aus. Ich will nämlich hören, ob der Herr Marquis noch hier ist, und wie lange er sich hier aufzuhalten gedenkt. Sollte er die Kühnheit haben, inzwischen hieher zu kommen, so wirst Du ihn nicht empfangen. Ich wünsche und verlange es."

„Deiner Befehle bedarf es nicht. Ich kenne meine Pflichten ..."

„Nicht immer ... Eine volle Stunde in der Loge einer Frau, die ehedem unsere Braut war, gleicht einer Beleidigung des jetzigen Gatten ..."

Sie war in der That unschuldig. Diese Verdächtigungen ihres Mannes aber beleidigten sie. Sie stampfte mit ihren Füßchen den Teppich und zerfetzte mit dem Messer einen vor ihr auf dem Tisch liegenden Band von Coppée.

Ein fixer Gedanke, der aus der Rückwirkung der

Plötzlich, ohne daß sie gesagt: „Ich bin müde!“ ohne daß er gesagt hätte: „Genug davon!“ war ihr das Buch aus der Hand in den Schoß geglitten, und beide hatten sich tief, tief in die Augen geblickt.

Beide Glückliche waren nur noch zwei weit, weit geöffnete Augen, um all das aus ihren Seelen hinausdringende Licht aufzufangen; die Augen schwammen voller Thränen, und doch rollten diese Thränen nicht die Wangen hinunter; ein unsichtbarer Schwamm schien sie aufzusaugen und sie dem Herzen abzuliefern. Ein Dritter hätte wahrscheinlich ein doppeltes, gleichmäßiges Ticktack vernehmen können: die Harmonie zweier Noten, einer tieferen und einer etwas höheren, die göttliche Musik zweier auch ohne Worte mit einander redenden, sich verstehenden Seelen.

Ihre Augen waren sanfte, schmachtende, süße Sterne. Sie schienen im Tau des Paradieses dahinzuschwinden.

Seine Augen versendeten feurige, züngelnde Blitze; sie tranken die paradiesische Ambrosia ihrer Pupillen.

Die Trunkenheit der Körper, das Erzittern der verschlungenen Hände, das Blitzen der Augen, alles das stimmte harmonisch überein mit dem Ticktack der ebenfalls in einander aufgehenden Herzen. Das

Ganze eine Verzückung zweier Existenzen, die selbst mit den Poren der Haut, mit den Nerven ihrer Seelen, mit den Muskeln des Fleisches sich schnäbeln möchten.

War das Sinnlichkeit?

Nein, es war die Seligkeit.

War es Wollust?

Noch weniger, sondern zwei Leben, die in eines zusammenflossen.

Nach einem beiderseitigen Seufzer sprühten Funken aus beider Augen: von beider Lippen klang es fast in demselben Augenblicke, als wäre eine Verabredung voraufgegangen:

„O, wie schön bist Du!"

„O, wie gut bist Du!"

*

Vor drei Jahren war ihre Hochzeit gewesen, und nicht die kleinste Wolke hatte den Himmel ihrer Glückseligkeit getrübt.

Wenn in den ersten Monaten ihrer Ehe ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entrungen hatte, pflegte sie zu sagen:

„O Karl, mein Karl, wie glücklich sind wir doch!"

Und er hatte stets, wie von einer geheimnisvollen Angst erfaßt, geantwortet:

„Sprich nicht so, Therese. Solches Reden bringt uns vielleicht Unglück. Wenn Gott einen glücklichen Menschen sieht, erblickt er in ihm einen Uebertreter der menschlichen und göttlichen Gesetze, und er gibt ihm das zur Antwort, was man in England überall gegen den Verletzer der vorgeschriebenen Ordnung geschrieben sieht: „You will be prosecuted!“ (Ihr werdet gestraft werden.) Was muß Gott erst denken und sagen, wenn er anstatt eines gleich zwei glückliche Menschen erblickt! Die Strafe muß doppelt so hart sein.“

Sie lächelte darauf errötend. Sie glaubte nicht im entferntesten an diese Art von Jettatura, aber sie gehorchte ihm gern, und eine geraume Zeit hindurch sagte sie nicht mehr:

„O Karl, wie glücklich sind wir doch!“

Aber nichts hinderte sie, wirklich glücklich zu sein. Eines Tages indes entschlüpfte ihr dennoch dieser Ausruf der Seligkeit. Sie konnte nicht anders, sie mußte es sagen, denn ihr Herz war übervoll.

Karl schloß ihr den Mund mit der Hand. Doch diesmal ließ sie sich nicht einschüchtern, und wie zum Scherze wiederholte sie dieselben Worte wohl zehnmal.

„Du wirst sehen, daß uns nichts widerfährt!“

Und in der That! Das vollständige Glück wich nicht von ihnen, es funkelte weiter am ewig blauen Himmel dieser beiden beglückten Menschen.

Sie waren zwei Menschen und doch ein einziger nur. Oefters aber seufzten und sagten sie:

„Warum sind wir nicht zu dreien?“

Laut sagte so etwas allerdings nur er allein; doch sie meinte das Gleiche, denn sie senkte das errötende Gesicht und seufzte abermals.

„Du hast recht behalten, Karl, unser Glück ist zu groß, zu groß für zwei einzelne Geschöpfe. Eine Teilung unter drei wäre zweifellos besser.“

„Das dritte, liebe Therese, wäre nur ein ganz, ganz Kleines, sieh einmal, so klein...“ Er öffnete die Hand und zeigte ihr als Längenmaß für den gewünschten dritten Teilnehmer an ihrer Seligkeit die Fläche seiner Hand.

Diese Unterhaltung gefiel Therese nicht, sie lächelte mehr gezwungen als freiwillig. Sie küßte Karl und kniff ihn in den Hals und schämig mit stotternder Stimme sagte sie:

„Du weißt doch, mein Lieber, ich trage nicht die Schuld am Alleinsein.“

„Keines von uns beiden trägt irgend eine Schuld.

Wir lieben uns viel zu sehr. Doch denken wir nicht mehr daran ... Man kann auch zu zweien glücklich sein."

Von jenem Tage an war von einem dritten Geschöpfe nicht mehr die Rede, welches eine Spanne lang sein und ihre Glückseligkeit hätte teilen müssen.

Aber beide dachten unentwegt daran.

Es war das gerade keine Wolke, die ihre Sonne verhüllte, wohl aber ein dünner Nebelstreif, der ihren Schein milderte.

Eines Tages saß er am Schreibtische mit einer schriftlichen Arbeit beschäftigt. Plötzlich trat sie hastig in die Stube, als hätte sie ihm etwas Dringliches zu sagen. Inmitten des Raumes aber machte sie wie angewurzelt Halt und that keinen Schritt weiter zu ihm hin.

„Was hast Du, Therese?"

„Ich habe Dir etwas Gutes, Entzückendes zu sagen."

„Wirklich?"

Sie lächelte und errötete und mit kleinen Schritten näherte sie sich zögernd und furchtsam, als hätte sie eine Sünde zu beichten, seinem Schreibtische. Sie umarmte Karl und barg ihren Kopf in seinen Haaren.

Sie schwieg und hielt noch immer ihr Gesicht versteckt.

Vergebens suchte er ihr Haupt zu sich herunterzuziehen, um ihr die frohe Neuigkeit vom Gesicht lesen zu können. Er glaubte zu erraten, aber er fürchtete noch immer einen Irrtum.

„Liebe, gute Therese, wäre es wirklich, unzweifelhaft wahr?"

Sie fühlte sich mit einemmale mutig werden, nahm eine seiner Hände und führte sie zu ihrem Schoß.

„Fühlst Du, Karl, wir sind jetzt drei . . ."

Er sprang hastig auf, umarmte und küßte sie wohl hundertmal auf die Augen, die Wangen, die Haare, den Mund, überall. Dazwischen sprach er stoßweise etwas, was mehr Seufzer und Schluchzer des Glückes waren als Worte.

„Dank, Dank Dir, teures, angebetetes Weib!"

Und sie blieben glückliche Menschen und sagten es ohne die Furcht, Gott dadurch zu erzürnen und zu veranlassen, daß er sie bestrafe und ihnen in das Ohr flüstere:

„You will be prosecuted!"

*

Sie hatten sich acht Tage hindurch nicht gesehen!

Wegen dringender Geschäfte hatte er sie zum erstenmal allein lassen müssen.

Acht Tage . . . mindestens acht Jahrhunderte! Er hatte ihr achtmal geschrieben, sie ihm elfmal, denn an einem Tage, der ihr außergewöhnlich lang erschienen war, hatte sie dreimal, in drei verschiedenen, ihr geläufigen Sprachen geschrieben! Den letzten, in englischer Sprache verfaßten Brief vom Abend dieses Tages schloß sie mit den Worten:

„Warum verstehe ich nicht sieben Sprachen? Ich würde Dir sonst heute gewiß siebenmal geschrieben haben, weil dieselbe Sache, in sieben verschiedenen Sprachen ausgedrückt, siebenmal anders lautet. Und ich hätte siebenmal die Freude gekostet, an Dich denken zu können. Ich hätte Dir sagen wollen, daß ich Dich in allen Sprachen der Welt liebe . . .“

Endlich hatte er seine Ankunft telegraphisch gemeldet. Sie war schon eine Stunde vor Eintreffen des Zuges auf dem Bahnhofe und lustwandelte auf dem einsamen Bahnsteig auf und ab. Sie sah nach ihrer Uhr, nach der der Station; ihr däuchte, die Zeiger rückten nicht von der Stelle, denn die Minuten wurden ihr zu Jahrhunderten.

Mit dem verbindlichsten Lächeln von der Welt näherte sie sich einem Beamten.

„Hat vielleicht der Zug aus Genua eine Verspätung?“

„Ja, zehn Minuten.“

Wie bitter klangen diese drei Worte! Wie verwünschte sie in ihrem Herzen die italienischen Eisenbahnen, ihre Maschinisten, Direktoren und Aktionäre, die ihr infolge irgend einer Fahrlässigkeit noch weitere zehn Minuten angstvoller Erwartung auferlegten ...

Sie näherte sich dem Kiosk des Zeitungsverkäufers; doch hatte sie keine Geduld, die Aufschriften der Zeitungen und Bücher zu studiren. Sie kaufte sich Blumen, aber roch nicht an ihnen. Ihre Augen verweilten unablässig in der Richtung, in welcher der Zug kommen mußte, sie spitzte die Ohren, sie biß sich auf die Lippen, der Zug wollte nicht kommen ...

Tausend Befürchtungen liefen ihr pfeilgeschwind durch den Kopf, sie dachte an die letzten Zusammenstöße, an die vielen Toten und Verwundeten ...

Sie wagte nicht an denselben Beamten noch einmal dieselbe Frage zu richten. Furchtsam und ängstlich wandte sie sich an einen zweiten, aber diesmal wollte das verbindliche Lächeln auf ihrem Gesicht nicht erscheinen.

„Hat der Zug aus Genua noch immer Verspätung?“

„Ja, zehn Minuten; in fünf Minuten wird er hier sein.“

Bald darauf ein Pfiff, das dumpfhohle Erklingen der Schienen, eine starke Rauchsäule und das Echo des Lärms der schweren Räder unter der Kuppel der Halle ...

Ungeduldig lief sie von einem Waggon zum andern: sie sah ihn nicht.

Die Reisenden drängten sich eilfertig aus den Waggontüren; er war nicht unter ihnen.

Das Herz klopfte ihr sehr stark. Sie wußte nicht, was beginnen. Sie kehrte dem Zuge den Rücken und schritt auf den Stationsvorsteher zu, ohne zu wissen, was sie eigentlich von ihm wollte ...

Doch schon nach wenigen Schritten fühlte sie sich von zwei liebevollen Armen kräftig umschlossen.

Er war es, ihr Karl ...

Die acht Tage der Todesqualen, die siebenzig Minuten der Ungeduld, alles war vergessen, versunken in dem Meer unendlicher Zärtlichkeiten.

Sie sprachen erst miteinander, als sie im Wagen saßen. Während dieser dem heimischen Neste der Seligkeit entgegenrollte, küßte sie ihn gewiß hundertmal auf den Mund, und mindestens ebenso oft sagte sie zu ihm:

„Ich liebe Dich viel, viel mehr als Du mich...“

„Und warum?“

„Weil ich Dir elfmal geschrieben habe und Du mir nur achtmal ...“

„Schön, das nächstemal schreibe ich Dir zwanzigmal.“

„Nein, nein. Ich möchte nicht, daß Du mir auch nur einen einzigen Brief schreibst. Wenn Du mir es gestattest, reise ich das nächstemal mit Dir gemeinsam ... Ich will, ich kann mich nicht mehr von Dir trennen ...“

*

Sie saßen zur gewohnten Stunde heiter und glücklich ohne andere Gäste bei Tisch. Sie setzten sich niemals einander gegenüber, sondern neben einander, denn auch während der Mahlzeit fühlten sie das Bedürfnis nach Liebkosungen und Küssen.

Sie war schon eine geraume Weile stumm gewesen, aber gegen die Mitte der Mahlzeit sagte sie plötzlich, als würden ihre Worte von einer geheimen, unsichtbaren Sprungfeder herausgeschnellt:

„Heute gegen fünf Uhr hat mir Lieutenant B. abermals einen Besuch gemacht.“

„Nun?“

„Das drittemal in dieser Woche!“

„So?“

„Ja, so ... Er kommt immer zu dieser Zeit, wenn er Dich im Bureau weiß ...“

„Er wird nur in dieser Stunde Zeit haben.“

„Höre einmal, Paul, Deine Gleichgiltigkeit ist wirklich bewundernswert. Ich glaube indessen, diesmal solltest Du Dich ein wenig mehr um diese Sache bekümmern ...“

„Hat Dir der Lieutenant etwas gesagt, was ...“

„Nein, gewiß nicht, er hat es mir gegenüber an der schuldigen Rücksicht nie fehlen lassen ... allein, wenn kein anderer Besuch hier ist, sieht er mich sehr sonderbar an; er sagt mir allerhand Schmeicheleien, zwar sehr unschuldige, aber mit einem sehr warmen Ausdruck ...“

„Der Lieutenant B. ist mein Freund und ein vollkommener Gentleman. Er ist erst vor kurzem aus Modena hieher versetzt worden und kennt erst wenig Leute. Es ist also sehr natürlich, daß er der Frau seines ehemaligen Mitschülers und Freundes Besuche macht.“

„Es gefällt Dir also, wie ich aus alledem höre, daß er in der Woche dreimal mich aufsucht, jedesmal über eine Stunde hier bleibt, mich anstarrt und mir sagt, daß ich sehr schön bin ...“

„Ich glaube nicht, daß er sich so weit vergessen hat. Jedenfalls werde ich ihn bitten, uns des Abends zu besuchen, wenn ich auch zu Hause bin."

„Das wirst Du nicht thun, denn damit würdest Du ihm ein bisher nicht verdientes Mißtrauen beweisen. Ich werde das Mädchen beauftragen, sie solle ihm mehreremal sagen, ich sei nicht zu Hause. Er wird sich dann von selbst eine andere Besuchszeit wählen."

„Thue, was Du für richtig hältst, mein Engel, und ich werde thun, was Du wünschest, um Dich des galanten Lieutenants halber zu beruhigen. Willst Du wirklich noch royalistischer sein als der König selbst, Dich beunruhigen, während ich ruhig bin?"

„Lieber Paul, das mißfällt mir gerade, daß Du so ruhig bleibst... Wir wollen einmal ganz von dem Lieutenant absehen. Denke doch auch an alle diejenigen, die mich im Theater, zu Hause, in der Gesellschaft schön finden, mir es sagen und mir den Hof machen ... Soll ich es Dir durchaus noch deutlicher sagen? Ich möchte Dich gar zu gern ein wenig eifersüchtig sehen, Paul!"

Paul legte vor Ueberraschung schnell Messer und Gabel auf den Teller; er lehnte sich in den Stuhl zurück und lachte; er lachte so laut, so stark, mit

einem so ehrlichen Jubel, daß sie ebenfalls lachen mußte.

„Hundert Frauen beklagen sich über die Eifersucht ihrer Ehegesponse, und ich habe eine, die sich darüber beklagt, daß ich nicht eifersüchtig bin ...“

„Lache nicht, Paul, ich bitte Dich. Deine Gleichgiltigkeit macht mich glauben, daß Du mir nicht gut bist, daß Dir nichts, gar nichts daran gelegen ist, ob andere mir den Hof machen, und das kränkt mich ...“

„Liebster, teuerster Schatz, wenn es Dir durchaus Vergnügen macht, werde ich jetzt ebenfalls eifersüchtig werden.“

„Ein ganz, ganz klein wenig, nicht zu viel etwa ...“

„Ein wenig, hm ... wie viel zum Beispiel? So etwa zwei, drei Finger oder einen halben Meter lang?“

„Nein, necke mich nicht. Du weißt, wie sehr ich Dich liebe. Du weißt, daß Du mein alles bist und ich ohne Dich nicht mehr leben möchte. Alles, was ich Dir gesagt habe, sprudelt aus einer einzigen Quelle, meiner unermeßlichen Liebe, die ich mit mir herumtrage ... Ich, ich bin eifersüchtig auf Dich ...“

„Und ich nicht auf Dich, weil ich Dich zu hoch achte, weil ein Zweifel an Dir mir schon wie eine Beleidigung Deiner Person erscheinen will ... Eine Frau versteht es, sich selbst, ohne jede fremde Hilfe, zu verteidigen, und wenn sie dann einen Mann hat, den sie liebt und achtet, so hält sie ihn über die ihr widerfahrenen Angriffe, Drohungen und Galanterien auf dem Laufenden, und gemeinsam verteidigen sie ihre eigene Ehre und ihr eigenes Glück."

„Ja, Liebster, Du hast vollkommen recht — aber wenn Du mich ganz glücklich machen willst, sei auch noch ein wenig eifersüchtig."

„Ja, Geliebte, lehre Du selbst es mich, wie man eifersüchtig werden kann."

Die beiden glücklichen Menschen unterbrachen die Mahlzeit, um einander in die Arme zu sinken und nach diesem kleinen Kriege Frieden zu schließen.

Er löste das Tuch, welches ihren Hals bedeckte, und drückte eine Kette von Küssen auf den Hals ...

„Sieh, Nina, auf dieses Tuch war ich eifersüchtig, denn es küßt Dir bereits seit heute morgen den Hals, und ich bin an seine Stelle getreten ... Merkst Du, wie ich Dir zu gehorchen beginne? Ich nehme den ersten Unterricht in der Eifersucht!"

*

Sie lehnten beide an der Brüstung eines auf das Meer hinausgehenden Fensters. Es war schon spät am Abend, und die Sterne schimmerten an einem noch nicht völlig schwarzen, aber auch nicht mehr blauen Himmel.

Man hörte kein anderes Geräusch als das Rascheln der Palmenblätter und das ferne Murmeln der den Strand küssenden Wogen.

Sie sprachen nicht, aber ihre verschlungenen Arme und Hände drückten mehr aus, als Worte sagen konnten.

Ein scharfer, wollüstiger Duft von Jasmin stieg vom Garten zu den beiden herauf und berauschte sie... Sie waren glücklich.

Sie unterbrach das lange Schweigen zuerst:

„Wenn Du den Himmel und das Meer betrachtest, Geliebter, glaubst Du auch dann noch nicht an Gott und an ein anderes Leben?"

Er antwortete nicht; schweigend drückte er ihre Hand stärker . . .

„Ich muß es Dir einmal sagen. Eure Verleugnung alles dessen, was der Verstand nicht zu begreifen vermag, ist schließlich nichts weiter als ein schöner und eigenartiger Hochmut . . ."

Er schwieg auch dazu und antwortete nur mit

einem noch längeren, zärtlicheren, wärmeren Händedruck.

„Auch die Ameisen entstehen und sterben, ohne den Menschen zu kennen und ohne ihn zu verstehen. Und doch existirt der Mensch... Warum sollen wir nicht auch den Ameisen gleichen einem andern Geschöpfe gegenüber, welches mehr Mensch, mehr Engel, mehr Gott ist als wir?“

Noch immer keine Antwort. Nur seine Hand und sein Arm antworteten mit einer wachsenden Zärtlichkeit.

„So sprich doch, Schatz, so sage doch etwas.“

Jetzt endlich löften sich seine bisher so hartnäckig verschlossen gewesenen Lippen.

„Aber Goethes Faust hat ja schon seinem Gretchen mit göttlichen Worten geantwortet ...“

„Es mögen ja göttliche Worte sein, wenn Du durchaus willst, — mir gefallen sie nicht im geringsten. Faust antwortet mit einem Fragezeichen auf ein anderes Fragezeichen. Er antwortet wie eine antike Sibylle ...“

„Und wie kann der Mensch anders auf die Rätsel des Seins und Nichtseins vom Anbeginn bis zum Ende aller Dinge antworten? Eine dogmatische Antwort kann nur die Vernunft beleidigen, und ich

fühle nicht den Mut in mir, zu glauben, was ich nicht begreife."

„Stolz und Hochmut, immer dasselbe Lied! — Eure moderne Wissenschaft ist mit Hoffart verkleistert."

„Und euer Glaube mit Aberglauben."

„Nein, mein Schatz, ich will Dir meinen Glauben nicht aufdrängen. Aber glaube an irgend etwas, mache Dir Deinen eigenen Glauben zurecht, wenn Du willst. Nur sage mir nicht, daß es keinen Gott gibt, nur sage mir nicht, daß wir nicht auch nach dem Tode noch ein Leben führen werden."

„Liebes Kind, auch ich habe meinen eigenen Glauben ... Gib mir einen Kuß ..."

Sie küßten sich so lange und so glutvoll, daß ihr Kuß in diesem Augenblick das stärkste Geräusch war inmitten dieses Kampfes der Natur um den Preis des tiefsten Schweigens.

„Sieh, Geliebte, ich glaube an Deine Liebe, an das mir von Dir gebrachte Glück. Wenn Du willst, glaube ich auch in diesem Augenblicke, daß unsere Seelen aus der Tiefe unseres Innern zu unseren Lippen heraufgestiegen und hier für einige Sekunden in die Verzückung der höchsten Wonne zusammengeflossen sind."



„Diese armen Seelen sollen also mit den Körpern, ihren Behausungen, sterben?“

„Wer vermag das zu sagen?“

„Du zweifelst also auch an Deinen eigenen Zweifeln?“

„Ich will Dir eine Beichte ablegen, Schatz, aber erzähle sie keinem lebenden Wesen weiter, denn die Menschen würden mich sonst auslachen. Ihre höchste Weisheit besteht darin, niemals die Meinung zu wechseln, niemals einen Irrtum einzugestehen, obschon die Natur selbst fast täglich ihren Pfad wechselt und der Fortschritt nur die Ableugnung des gestern ist ... Ehe ich Dich kennen und lieben lernte, glaubte ich an nichts. Jetzt aber ist mir der Gedanke, daß wir uns niemals in einem Himmel wieder begegnen sollten, fürchterlich und unerträglich; ich hoffe ...“

„Schatz, mein geliebter Schatz, wenn Du hoffst, bist Du schon auf dem halben Weg zum Glauben ...“

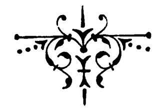
„Und ich weiß nicht, ob durch Dich und mit Dir nicht einmal der Tag kommen wird, an welchem ... Heute aber laß mich auf dem halben Weg stehen bleiben.“

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals und küßte



seinen Mund von neuem und noch inbrünstiger wie zuvor.

Diesmal hörte man den Kuß nicht, in dem Wettstreite des nächtlichen Schweigens vernahm man nur das leise Rascheln der Palmenblätter, das sanfte Rauschen des Meeres am Gestade.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03690 3766